Heft 9 September 1988 e... DM C 4143 E

Konkret

Politik & Kultur

- Salut für Dritte-Welt-Kriegs-Bank und IWF
- Lang lebe Perestroika
- Hurra, die Oper brennt
- Kuba entdeckt die Prostitution
- Hessische Nassauer
- Ernst Kahls Olympia-Vision
- Henscheid, Chotjewitz, Köhler, Piwitt, Platschek

in konkret September 1988

Von Konkret

An Konkret

Klasse Rasse von Hermann L. Gremliza

Die Dritte-Welt-Kriegs-Banker kommen von Oliver Tolmein
10.000 Banker (inklusive politischem und kaufmännischem Hilfspersonal) versammeln sich Ende September in Westberlin zur Tagung des Internationalen Währungsfonds und der Weltbank. Und dann kommen noch einige unerwünschte Besucher, die gesonnen sind, »die Prestigetagung der Reichen und Mächtigen« nach Kräften zu stören. Wer da kommt, was sie vorhaben, wie (un)einig sie sich sind und was die Polizei gegen sie unternehmen will

Von Dachau zum Mond von Otto Köhler
Menschenversuche an KZ-Häftlingen brachten dem Deutschen Reich einen Vorsprung auf dem Gebiet der Weltraummedizin, den sich die USA nach 1945 zunutze machten und auf den die allgemeinen Frankfurter Geschichtsumdeuter neuerdings wieder richtig stolz sind

Verfassung, neu, umständehalber zu verkaufen von Gabriela Simon
Die Gläubigerbanken haben sich mit dem Schuldner Brasilien geeinigt: Sie geben 5,2 Milliarden Kredit und bekommen dafür 20,9 Milliarden Zinsen. Jetzt versuchen die Multis, auch noch die Verfassung des Landes zu kaufen

Schuldner auf KZ-Ration von Manuel Kellner
Gleichzeitig plündern und die Plünderung beklagen: Den Zynismus der Bonner Regierung im Umgang mit den ärmsten Ländern der Welt, macht ihr so schnell keiner nach

AIB = Alles in Bewegung von Klaus Marquardt
Von der marktgerechten Umgestaltung des publizistischen Antiimperialismus

Nachrichten von Andreas Herzau

Tanz den Gorbatschow von Michael Stamm
Das Streitgespräch über »Neues Denken«, Gremlizas Kolumne »Newthink und Adabei« (KONKRET 7/88) und Thomas Rothschilds Artikel »Weiter? Weiter? Weiter?« (KONKRET 8/88) legen dem Hamburger GALier Michael Stamm den Gedenken nahe, »daß die Verbindung von Idealismus und Eitelkeit dumm macht«

Sektiererisch und ohne Perspektive von Armin Mittelstädt
Die einst mächtigen britischen Gewerkschaften sind zu einem Haufen verfeindeter und um die Gunst der Unternehmer buhlender Berufsverbände heruntergekommen, die vergeblich versuchen, den rasanten Schwund ihrer Mitglieder durch die Vergabe von Vorzugshypotheken und Kreditkarten zu bremsen. Kein Wunder in einem Land, in dem mittlerweile mehr Aktionäre als Gewerkschafter leben

Vorsätzlich und gemeinschaftlich von Otto Köhler
Im Münchner Prozeß wegen Wehrkraftzersetzung (KONKRET 5/1988) wurden Alfons Lukas zu einer Freiheitsstrafe von acht Monaten, Stephan Johannes Sinz zu 150 Tagessätzen von je 15 Mark verurteilt. Die Entscheidung über eine Jugendstrafe gegen Heiko Müller wurde für die Dauer einer »Bewährungszeit« von zwei Jahren ausgesetzt. Jetzt liegt die schriftliche Begründung des Urteils vor. Ein Offener Brief an die Richter der 5. Strafkammer des Landgerichts München I

El caso Sandra von Günter Amendt; Andreas Loebell

Prostitution, Korruption, Schwarzmarkt und Drogenhandel: Daß Kuba sich mit dem Dollartourismus auch dessen Defekte ins Land holt, ist keineswegs überraschend. Ungewöhnlich jedoch ist, daß noch jahrelangem Leugnen jetzt öffentlich darüber diskutiert wird. KONKRET dokumentiert in gekürzter Form einen Artikel der kubanischen Zeitschrift »Somos Jóvenes« vom Oktober 1907, in dem nicht nur der exemplarische Werdegang einer Prostituierten in Havanna geschildert, sondern auch erwogen wird, wie der drohenden Durchkapitalisierung des sozialen Lebens auf der Insel zu wehren sei

Die Perle in der Schau von Detlef zum Winkel

Das Highlight des Tages, an dem der Hessische Landtag sich auf Diät setzte

Der Totluftsee von Peter Krauß

Wenn sie dürften, würden die Frankfurter Honoratioren dem Brandstifter Michael Wortha ein Denkmal setzen. Denn so heftig wie beim Anblick der rauchenden Trümmer ihres Opernhauses haben sie schon lange nicht mehr vom großen Geschäft geträumt

Sedlmayr sucht die Mitte von Manfred Hermes

Meist wechseln die Moden des Kulturbetriebs so rasch, daß ihre Macher nur einen kurzen Moment auf der Höhe ihres eigenen Produkts sich halten können. Auch die Postmoderne war längst schon passé, als ihre Erfinder in immer monumentaleren Publikationen endlich ihre zeitlose Gültigkeit zu feiern begannen. Nur in der Architektur hat überdauert, was am postmodernen Entwurf zukunftsweisend geblieben ist

Piwitts kleines Feuilleton von Hermann Peter Piwitt

Links-Stehen von Franz Lerchenmüller

Am 17. Oktober 1978 starb im »Österreichischen Hof« in Salzburg an der richtig bemessenen Dosis Schlaftabletten der jüdische Journalist und Schriftsteller Jean Améry, geboren in Wien als Johannes Mayer. Lohnt es sich noch, ihn zu lesen?

Lenin und die Gurke auf Kubus von Hans Platschek

Auch vor Gorbatschow gab es in der Sowjetunion keine verbotene Malerei, sondern bloß eine »nicht-offiizielle«. Die erlebt nun ihren Durchbruch: »Es ist nicht alles gut was da hängt, aber es ist gut, daß es da hängt«

Trocken Wasser heißt hier Vodka von Dieter Scheurer

Exklusiv! M. Rusts Gefängnistagebuch! Ghostwritten by Dieter Scheuerer

Buch des Monats: Zwischen den Kriegen von Volker A. Zahn

Peter Rühmkorf (Hg.): Werner Riegel... beladen mit Sendung. Dichter und armes Schwein. Haffmans Verlag, Zürich 1988, 336 S., 40 DM

Ichfarenümemitine von Peter O. Chotjewitz

Von wegen Sauberkeit, Demokratie, Friedfertigkeit und Inselglück inmitten eines ansonsten verbrecherischen Europas: Der Schweizer Publizist Niklaus Meienberg hat sein Land als das beschrieben, was es ist: Privateigentum eines dünnen obergärigen Klüngels stinkreicher und stockreaktionärer patrizischer Familien

Musikplaudertasche von Eckhard Henscheid; Jens Thierfelder

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 09/88, S. 4

Von Konkret

Das Subsidiaritätsprinzip der christdemokratischen Soziallehre besagt, daß sich Bedürftige am besten selbst helfen sollen; können sie das nicht, mögen die nicht ganz so Bedürftigen einspringen – und so weiter. Und nur wem gar keiner mehr helfen kann, dem hilft der Staat (also der Rüstungsindustrie, beispielsweise). Weil dies so ist, gehen bei den Anzeigenabteilungen auch finanzschwacher Zeitschriften fast täglich Bittbriefe gemeinnütziger Organisationen ein, in denen um kostenlosen Abdruck eines Inserats ersucht wird. Darunter, im Juni, ein Schreiben der »Deutschen Stiftung Denkmalschutz, Schirmherr: Bundespräsident Dr. Richard von Weizsäcker«:

...Als Anlage finden Sie eine reproduktionsfähige Anzeigenvorlage, die wir im Zusammenhang mit der »Aktion Denkmalschutz« entwickelt haben. Kuratorium, Vorstand und Geschäftsführung unserer Stiftung wären Ihnen sehr dankbar... Ich bitte Sie herzlich, bei Ihrer Entscheidung zu bedenken, daß es letztlich darum geht, Bauwerke zu erhalten, die das Gesicht unseres Landes schon seit Jahrhunderten prägen und Zeugnis ablegen...

KONKRET-Anzeigenchef Ulrich Alberti antwortete. Er verwies auf die Kosten des soeben vom Bundestag beschlossenen Rüstungsprojekts »Jäger 90« (KONKRET 7/88) und setzte hinzu:

...Bitten Sie Ihren Schirmherrn Dr. von Weizsäcker darum, aus diesem Wahnsinn auch nur eine *Einheit zu streichen und Ihnen das Geld zur Verfügung zu stellen. Unseres Erachtens hätten Sie dann ausreichend Mittel zur Verfügung, um fast alle erhaltungswürdigen Baulichkeiten dieses Landes für spätere Generationen zu konservieren.*

Die immerhin überraschende Antwort der Denkmalschutz-Geschäftsstelle:

Sehr geehrter Herr Alberti

...Ich teile Ihre Meinung, daß dem Denkmalschutz sehr geholfen werden könnte, wenn man beim »Euro-Fighter« auf den Bau einer *Einheit verzichten und uns den dafür eingesparten Betrag zur Verfügung stellen würde. Ich gehe auch insoweit mit Ihnen konform, daß dies der Verteidigungsfähigkeit der Bundesluftwaffe keinen allzu großen Abbruch täte. Jedoch wird es nach unserer Verfassung nicht möglich sein, daß der Bundespräsident hier entsprechenden Einfluß nehmen könnte, selbst wenn er – was ich natürlich nicht weiß – Einfluß nehmen möchte...*

Es wird wohl so sein, daß der Bundespräsident nach seiner Verfassung verfährt, wie er das immer tut: Weißhäuptig-würdig fürs kostenlos Gute, unauffällig-clever fürs rechte Geschäft. Wie war ihm doch der DKP-Vorsitzende Herbert Mies auf die berühmte Rede zum 8. Mai hereingefallen – und wie betreten schwiegen der und die anderen Weizsäcker-Bewunderer, als ihr Idol anläßlich der Verleihung des Konrad Adenauer-Preises des Alt-Nazis Kurt Ziesel an den Wendehistoriker Hillgruber dessen Werke pries. Darum: Wer um kostenlosen Abdruck einer Anzeige in KONKRET bittet, sollte darauf hinweisen können, daß der Bundespräsident Dr. Richard von Weizsäcker weder als Schirmherr noch sonstwie für den guten Zweck bürgt.

Bericht in der Farbanzeigen-Beilage der »Zeit« über die '68er der Union. Unter ihnen der Sozialsenator von Westberlin, Ulf Fink, der sich zur Glaubhaftmachung seiner Fortschrittlichkeit im Szene-Café »Einstein« mit einem KONKRET-Heft in der Hand ablichten ließ. Das wird den alten 68er Diepgen und die 68er der Westberliner Polizei mächtig wundern. Anders als uns, die wir das schon kennen und die Methode in jenem KONKRET-Heft, das Fink in der Hand hält, am Beispiel Blüm beschrieben haben: Links gefinkelt – rechts gefahren.

Joscha (»Zedong«) Schmierer, einst Führer der Weltrevolution für die Sektion Bockenheim/proletarischer Abschnitt, danach zum alternativen Wendejournalisten konvertiert, hat schon wieder ein Damaskus erlebt: Weil ein Hamburger Gericht (auf Antrag des KONKRET-Herausgebers) seinen »Kommune«-Verlag zu einem Schmerzensgeld von 4.000 Mark und einer Vertragsstrafe von 3.000 Mark verurteilt hatte, rief Schmierer, überwältigt: »Und da sage noch jemand, der Begriff der Klassenjustiz sei überholt.« (Er wollte natürlich sagen, es solle keiner sagen, es gebe keine Klassenjustiz mehr, aber ohne einen »Begriff« macht einem Postjunghegelianer das ganze Leben keinen Spaß, und deshalb vergißt er gern, daß Begriffe selten nur die Halbwertzeit der Minirock-Mode oder der Strategiepapiere eines KBW haben.) Wir werden jedenfalls weder eigene Mühen noch Schmierers Kosten scheuen, das begonnene Repetitorium fortzusetzen und die Reste von Begriffs-Stutzigkeit überwinden zu helfen: Es ist Anwaltspost unterwegs, deren Folgen geeignet erscheinen, Schmierer in den Ruf »Klassenjustizterror!« ausbrechen zu lassen. (Wird fortgesetzt.)

Muzeum Karykatury, Warschau, an Ernst Kahl, Hamburg:

The Museum of Caricature in Warsaw intends to organize in 1988 an exhibition »The World is Laughing« celebrating the IOth anniversary of our Museum's existance. We have decided to invite to this particular event the best artists/cartoonists from all over the world... We do hope you will not refuse to take part...

Warschau macht Ernst.

Konkret 09/88, S. 6

An Konkret

Lüsterner Blick

KONKRET 8/88: »Die Linke säuft« von Franz Lerchenmüller

Es wird ein Wein sein und mir wean nimmer sein...

Das nüchterne Arbeitsklima, das tagsüber im Betrieb herrscht – wo – auf Baustellen? in Rundfunkanstalten? in Universitätsinstituten oder gar im Bundestag/Nationalrat – ach dort gibt es ja keine Linke! Die Betriebe sind große Beisln (= Wirtshaus, Pinte, Kneipe) ohne dazugehörige Atmosphäre. Wenn lustvolles, kreatives Arbeiten erst nach Betriebsschluß im Beisl möglich ist, dann liegt das wohl nicht nur am Alkohol. Die lustfeindliche, entfremdete und perspektivlose Arbeitsweise »der Linken« unterscheidet sich wohl offensichtlich nicht von kapitalistischen Arbeitsbedingungen. Die idyllisierenden Reminiszenzen an die disziplinierende Arbeiterbewegung wirkt wie der lüsterne Blick des Pfarrers auf das Ausklappbild im »Playboy«, um bei den Klischees zu bleiben. »Ein Stück Miteinanderleben« ist ein Stück miteinnander genießen, ein Stück Kreativität, die Schaffung von Lebens- und Arbeitsatmosphäre – ein Stückwerk also.

Ein denkender Arbeiter trinkt nicht, ein Yuppie der Perrier trinkt denkt – oder wie? *Eva Bimlinger, Margit Sturm, Wien*

KONKRET 8/88: »Was Kohl kostet« von Hermann L. Gremliza

Was verdienen eigentlich die Landesregierungen von Hamburg und Bremen an ihrem derzeit größten Deal: dem Verkauf ihrer Anteile am Rüstungskonzern MBB an einen potentiellen Wirtschaftsminister einer SPD-geführten Bundesregierung, der im Auftrag der Deutschen Bank handelt? Sein Name: Edzard Reuter.

Seit Jahren verdienen die SPD-Landesregierungen mit ihrem 28-Prozent-Anteil an MBB kräftig mit; selbst der Freistaat Bayern bringt es dagegen nur auf 23-Prozent MBB-Anteile. Warum hat denn die SPD erst kürzlich wieder im Untersuchungsausschuß »U-Boote« weitergehende Anträge nach Akteneinziehung bei MBB oder Krupp-Atlas abgelehnt? Sollte verhindert werden, daß MBB im U-Boot-Deal auftaucht und auf Seiten von Krupp Atlas das Aufsichtsratsmitglied und SPD-MdB Würtz wg. Mitwisserei vor den Ausschuß zitiert wird?

Bernhard Faltin, Emmendinge,n Mitglied im Trägerkreis der BUKO »Rüstungsexport«-Kampagne, Bremen

Sadisten

KONKRET 8/88: »Hau drauf zum 1. Mai« Opfer-Protokolle zu dem Einsatz der EIBT-Truppe in Berlin

Da bekanntlich in Gerichtsverhandlungen gegen sogenannte »Steinwerfer« wegen »versuchten Totschlags« verhandelt wird, wenn Polizisten sicher bedauerlicherweise von Steinen getroffen worden sind, so muß davon ausgegangen werden, daß es sich zumindest bei dem Fall des Michael C. um versuchten Mord handeln muß. Es ist ein Skandal – aber nichts Neues – daß diese Sadisten in Uniform nicht zur Verantwortung gezogen wurden.

Die EIBT ist ein Armutszeugnis unserer – sogenannten – Demokratie, sie hält mich nicht ab von der Wahrnehmung meiner Grundrechte, aber ich empfinde Ekel vor der Denkweise unserer »Obrigen«, die Ruhe und Gehorsam mit brutalster Gewalt sichern wollen.

Irmela Schramm, Berlin

Entweder Beatles oder Stones

KONKRET 8/88: »Full of Joy«, Matthias Altenburg ließ sich 20 Stunden lang James Joyce »Ulysses« vorlesen

Lieber Matthias Altenburg:

Danke für den schönen Artikel, danke für das schöne Lob. Und einen schönen Gruß an die Anglistin aus Göttingen, aber gegen die »Ulysses«-Übersetzung von Wollschläger habe ich nie gemosert, weil ich nur die von Goyert kenne. Die von Wollschläger habe ich nicht aus Angst oder sonstwas nicht gelesen, sondern aus Blödheit, weil ich nämlich Flann-O'-Brien-Fan bin; das ist nichts Persönliches; das ist wie Mannschaftssport. Entweder oder. Entweder die Beatles, oder die Stones, entweder Gina Lollobrigida oder Sophia Loren, entweder Paris oder London. Und zu unserem WestkurvenSelbstverständnis gehört nun mal, daß man das Ansehen Joyce' schmälert, wann immer man kann. Ich hoffe, am 16. Juni einigermaßen gute Vereinsarbeit geleistet zu haben.

Vielleicht gibt es im nächsten Jahr auf Kampnagel wieder eine Mammutlesung, am 13. März, von »In Schwimmen-zwei-Vögel«, dem besten Buch der Welt, welches auf den Kopp genau 50 Jahre nach dem 1. Erscheinen bei Haffmans in neuer Übersetzung rauskommen wird. Da gibt es dann auch wieder keinen Premieren-Sekt, sondern was Ordentliches.

Slaínte, *Harry Rowohlt, Hamburg*

KONKRET ist doch immer für eine Überraschung gut. Einen Beitrag über Joyce hätte man in Eurer Zeitschrift bestimmt nicht erwartet. Andererseits, wo sonst würde man ein solches Bravourstück zu lesen bekommen? Man muß schon viel über Joyce wissen, um seine Kenntnis mit soviel Eleganz und Rotzigkeit unter die Leute zu bringen, wie Matthias Altenburg es tut. Seit Arno Schmidt ist das bestimmt das Witzigste, was über den Meister aus Dublin zu lesen war. Mehr davon!

Franz Reinhardt, Bad Vilbel

Lieber Matthias,

Schwül Isses war erste Klasse, auch der Furz aus der Glockenhose war nicht üblich, nur: Wie fällst du im Sitzen um? Auch Henner der Nachtportier gefällt mir sehr, denn Nachtportier war ich auch einmal, nicht lesend, sondern gaunernd. Es stimmt: All dieses Geraune ist gräßlich, Ulysses ist sehr real. – Wir lasen hier in der Autorenbuchhandlung über Wochen die Göttliche Komödie mit Kommentaren, verschiedenen Übersetzungen usw. War nicht übel, doch nur jeweils zweimal die Woche ein paar Abendstunden.

Günter Herburger, München

Konkret 09/88, S. 8

Hermann L. Gremliza

Klasse Rasse

Darf man nicht froh sein, daß – zum Beweis der tödlichen Folgen einer Wirtschaftsweise – an der Nordseeküste ein paar Hundert verendete Robben angeschwemmt werden und nicht ein paar Tausend verhungerte Inder, die schon in lebendem Zustand nicht die letzten Heuler und keinesfalls so niedlich wie diese sind? Warum kann man uns das aus Trauer, Wut & Betroffenheit gerührte Mitleid mit den Seehunden nicht in Ruhe genießen lassen?

Weil endlich einmal vom Rassismus die Rede sein soll und von jener merkwürdigen Erscheinung, daß die Verbundenheit (es war einmal: die internationale Solidarität) der westdeutschen Linken mit den Ärmsten der Erde in gleichem Maß schwindet, wie deren Armut wächst, präzise: wie sich das Wissen ausbreitet, die Hebung des eigenen Wohlstands der Verarmung der andern zu verdanken. Die Logik dieses Zusammenhangs, den herzustellen vor einigen Jahren noch dem Bonner Entwicklungshilfe-Minister E. Eppler ein Verstoß gegen die freiheitlich-demokratischen Spielregeln galt, ist heute sehr vielen bewußt, und wer es nicht weiß, ahnt es doch so heftig, daß er es genauer lieber nicht wissen will.

Auch das reaktionärste Drecksblatt giftet längst nicht mehr gegen ein paar Steuergroschen, die irgendwelchen Kanaken nachgeworfen werden, weil auch der letzte seiner Schreibstifte die Differenz zwischen den investierten Millionen und den abgesahnten Milliarden zu errechnen gelernt hat. Nur wenn es um die sogenannten Schulden geht, lugt und lügt die alte Frechheit noch hervor – als hätte eines dieser armen Länder je (wie Herr Meier von Herrn Schmitz fünf Tage vorm Ersten) einen Geldschein zur freien Verfügung erhalten; als hätten diese »Kredite« nicht ausschließlich in der Lieferung schwer absetzbarer Waren oder ältlicher Produktionsanlagen bestanden, an denen die Arbeitskraft der jeweiligen Bevölkerung quasi zum Nulltarif ausgebeutet werden konnte; als sei nicht jeder dieser 1,245 Billionen »Schulden«-Dollar längst dreifach zurückgeflossen. (In diesem Heft ist es am Beispiel Brasiliens nachzulesen: Das Land erhält für die Jahre 1987 bis 1989 neue Kredite von 5,2 Milliarden Dollar und führt im gleichen Zeitraum 20,9 Milliarden an Zinsen ab.)

Selbst brave Sozialdemokraten haben verstanden, daß die Armen immer ärmer, die Reichen immer reicher werden und das alles mit einer »ungerechten Weltwirtschaftsordnung« zusammenhängt, auf deren »freiem Markt« die Machtverhältnisse etwa so geregelt sind wie zwischen Aldi und einem Bauchladenhändler. Die imperialistischen Länder, das heißt: deren Banken und Multis, diktieren, was wo in welcher Menge und zu welchen Preisen hergestellt, verkauft oder gekauft wird. Vom dabei anfallenden Profit geben sie gerade so viel an ihre heimischen Arbeiter und Arbeitslosen ab, daß deren Unmut sich in Grenzen hält. Es ist dieser Punkt der Analyse, an dem die Genossen seit einem Dreivierteljahrhundert dem Gedanken den Gehorsam verweigern. Denn was hieße das? Das hieße ja, daß die Armen der reichen Länder von der Ausbeutung der ärmsten Länder profitieren und die schöne Fiktion, »die da unten« verbände weltweit das nämliche Interesse, aufgegeben werden müßte. »Hoch die internationale Solidarität!« bedeutete zugleich »Nieder mit dem eigenen Wohlstand!«

Das Sein bestimmt das Bewußtsein, ja doch, immer noch. Aber die Wirklichkeit ist ziemlich vulgärmarxistisch, und was einst als hoffnungsfrohe Botschaft erschien, wirkt sich nun reichlich reaktionär aus: Noch der westeuropäische Sozialhilfeempfänger begreift sich vor den Fernsehbildern aus Kalkutta als Profiteur der die Welt beherrschenden Verhältnisse. Darin die tiefere Ursache der allgemeinen Wende nach rechts zu sehen, welche die politischen Bewegungen in den imperialistischen Staaten vollzogen haben, ist noch keinem der vielen kulturphilosophischen Essayisten eingefallen, die zu deuten versuchten, warum einst glühende Verehrer der Tupamaros heute Bekenntnisse zum konsumbewußten Citoyen ablegen.

Der brave Mann denkt an sich selbst, zuletzt, und dabei fällt ihm auf, daß er auch der weiße Mann ist, der Europäer von großer, alter Kultur und darum dazu geschaffen, die Welt zu lenken – ob als junger Idealist, der 1970 seinen »Genossen« vom Vietcong den Weg weist, oder als alter Spießer, der 1988 entdeckt, was Schuman, de Gasperi und Adenauer in den 50er Jahren wußten: daß die westeuropäischen Staaten auf dem Weltmarkt, also bei der Ausplünderung der Kontinente, noch ganz anders hinlangen könnten, wenn sie vereint aufträten.

Die revolutionären Führer jener Völker, die sich zu wehren versuchten, haben das immer schon gerochen und darum den emphatischen Revolutionstouristen empfohlen, die Herren der Welt dort anzugreifen, wo sie wohnen. Doch das ist, wie man weiß, ins Wasser bzw. ins Biotop gefallen. Die Helden sind alt, füllig und ökolibertär geworden. Manche interessieren sich schon so sehr fürs Wetter von morgen, daß sie sich für Pläne erwärmen, wie man Völkern, die man für Hungerlöhne ihre Regenwälder hat abholzen lassen, dazu bringen kann, sie für Hungerlöhne wieder aufzuforsten. Dem konsumbewußten Citoyen erscheint es nur gerecht: Wer sich an der Zerstörung der Natur dumm verdient hat, soll auch von ihrer Reparatur wie dämlich profitieren.

Die Reichen also werden immer noch reicher, die Armen immer noch ärmer: das ist nicht Polemik, sondern Statistik. Die als fortschrittlich geltenden politischen Bewegungen der imperialistischen Länder richten sich damit ein wie mit einem Naturgesetz: Die Weißen, wir, sind halt, so leid es uns für die Neger tut, zur Weltherrschaft bestimmt. Unsere Robben sind uns nun mal näher als eure Bälger. (Man wird sehen, ob sich die neue sowjetische Außenpolitik dieser Haltung anschließt; es gibt Indizien.)

Das scheint bequem und wird es doch nicht bleiben, denn die progressive Verarmung ist keine endlose Geschichte. Die Völker »da unten« können nicht mehr, und bevor sie vollends verrecken, werden sie abenteuerlichste Rettungsversuche unternehmen. Revolutionen? Dieses sanfteste Mittel der Befreiung hilft kaum mehr: Der Imperialismus bedarf nur noch in Ausnahmefällen der direkten militärischen oder politischen Herrschaft vor Ort; über den Weltmarkt gelingt es ihm meist noch besser, ein eben »befreites« Volk auszupressen.

So wächst die verzweifelte Erkenntnis, daß jede Verbindung mit der Welt der weißen Kolonialisten eine Auslieferung an sie bedeutet. Was liegt da näher, als aus dieser Welt, die ein Markt ist, auf dem man verkauft und verraten wird, auszusteigen. Idi Amin, Pol Pot, Chomeini haben, jeder auf seine Weise und mit anderen, schrecklichen Folgen für die eigene Bevölkerung, solche Ausstiege versucht. Sie werden, südlich der Verzweiflungsgrenze, Nachfolger finden, noch bösere, härtere, gewiß auch solche, die über Wissen und Material zur Herstellung nuklearer Sprengsätze verfügen werden.

Und wenn, liebe von des weißen Rassismus Blässe angekränkelte Genossen, diese Wilden dann nicht menschenfreundlicher sein sollten als der weiße Mann; wenn dessen Leben ihnen so gleichgültig wäre wie das ihre ihm seit Jahrhunderten ist; wenn sie keine Ehrfurcht zeigten vor den kulturellen Denkmälern und kultivierten Menschen einer Stadt, in der gerade mal wieder die Weltbank und der Internationale Währungsfond die Rate der Hungertode heraufsetzen: was dann?

Konkret 09/88, S. 10

Oliver Tolmein

Die Dritte-Welt-Kriegs-Banker kommen

10.000 Banker (inklusive politischem und kaufmännischem Hilfspersonal) versammeln sich Ende September in Westberlin zur Tagung des Internationalen Währungsfonds und der Weltbank. Und dann kommen noch einige unerwünschte Besucher, die gesonnen sind, »die Prestigetagung der Reichen und Mächtigen« nach Kräften zu stören. Wer da kommt, was sie vorhaben, wie (un)einig sie sich sind und was die Polizei gegen sie unternehmen will

Strategisch ist der Imperialismus ein Papiertiger, aber taktisch ist unsere Situation miserabel
Lin Biao

»Die Aufgabe der revolutionären Jugendbewegung ist es, den Imperialismus in seinen jeweiligen Erscheinungsformen, so auch den westdeutschen Imperialismus, an jedem Ort und mit allen Mitteln anzugreifen, um die internationale Konterrevolution zu schwächen. Kriterium dieses Kampfes muß das jeweils spezifische Bewußtsein der Massen in den verschiedenen Ländern sein. Westeuropa darf nicht länger eine ruhige Zone für den Imperialismus bleiben.«

Als 1968 zum Internationalen Vietnam-Kongreß in West-Berlin aufgerufen wurde, war Che Guevaras Aufruf an die Trikontinentale – »Schafft zwei, drei, viele Vietnams« – noch frisch im Gedächtnis. Der Internationalismus und das Interesse an den Kämpfen der Befreiungsbewegungen in den lateinamerikanischen, asiatischen und afrikanischen Staaten waren weder sozialpädagogisch noch akademisch motiviert: Dort war der Übergang vom Protest zum Widerstand, der in den Metropolen noch auf sich warten ließ, schließlich schon vollzogen. Der Vietnam-Kongreß war aber nicht nur der Höhepunkt des Internationalismus der neuen Linken, er markiert im Rückblick auch seine Grenze. Die in der Strategie-Debatte erkannte und in etlichen Redebeiträgen betonte Notwendigkeit, den antiimperialistischen Kampf im »Herzen der Bestie« zu führen, ermöglichte zwar die Entwicklung eines Konzepts für die »Zerschlagt die NATO«-Kampagne: Dessen politische und organisatorische Umsetzung konnte aber von der unorganisierten neuen Linken nicht mehr geleistet werden. Der Zusammenbruch der Osterrevolte nach den Schüssen auf Rudi Dutschke, die Stimmungsmache nach der Kaufhausbrandstiftung in Frankfurt und der erfolglose Aufruf des SDS zum Generalstreik gegen die Notstandsgesetze brachen die Dynamik der Bewegung.

Heute, nach zwanzig Jahren, in deren Verlauf viel vergessen und verdrängt worden ist, kommt im Umfeld der Kampagne gegen den IWF- und Weltbankkongreß in Westberlin abermals Bewegung in die Diskussion um die Möglichkeiten und Perspektiven internationaler Solidarität. Vom Klassenkampf im eigenen Land will der »Arbeitsausschuß IWF/Weltbank-Kampagne«, der die Aktivitäten des vom Bundeskongreß entwicklungspolitischer Gruppen (Buko) über AL-Westberlin, SEW bis hin zu den Jusos reichenden Spektrums koordiniert, allerdings nichts wissen: »Für die Überwindung der Schuldenkrise – für eine gerechte Weltwirtschaftsordnung« heißt die den Blick aufs Positive richtende Parole, mit der die Öffentlichkeit gegen das Treffen der etwa 10.000 Aktiven der finanzpolitischen Internationale mobilisiert wird. Während der stark von Grünen und Alternativer Liste beeinflußte Arbeitsausschuß einen »Ausweg...zur Lösung der Probleme der 'Dritten Welt'« sucht, bemühen sich autonome und antiimperialistische Gruppen, radikale Agitation mit realistischer Einschätzung der eigenen Kräfte zu verbinden: »Verhindern wir den IWF- und Weltbank-Kongreß«, fordern sie und erklären, daß damit keineswegs zum Sturm auf das Internationale Congreß Centrum aufgerufen werde: »Verhindern heißt für uns, ihnen klar zu zeigen: Es wird keine Prestigetagung der Reichen und Mächtigen werden, sondern eine Demonstration des weltweiten Widerstandes.«

Den kleinsten, allerdings nirgendwo verbindlich festgeschriebenen Nenner der taktisch und strategisch in ganz verschiedene Richtungen zielenden Opposition gegen die Banker-Tagung bildet die Ablehnung der herrschenden IWF-Politik, die, das muß heute selbst ein SPD-Bundestagsabgeordneter und Weltwirtschaftsexperte wie Ingomar Hauchler eingestehen, »den Ärmsten der Armen das letzte Blut auspreßt«.

Anders als beispielsweise bei der ersten großen Hanau-Demonstration 1986 und bei der Auseinandersetzung um die Durchführung der Bundeskonferenz von Anti-AKW-Gruppen im Januar 1987 in Nürnberg haben die verschiedenen Gruppen, Organisationen und Initiativen diesmal aber wenig dafür getan, die für ein Aktionsbündnis zu schmale Basis tragfähiger zu machen. »Falsche Gemeinsamkeiten schwächen, verwischen und nützen dem Gegner«, argumentieren Gruppen aus dem autonomen Spektrum, und ein Vertreter der für spektakuläre Aktionen bekannten Kreuzberger Künstlergruppe »Büro für ungewöhnliche Maßnahmen« hält das sogar für einen Fortschritt: »Das traditionelle Verständnis von Bündnissen, bei dem immer diskutiert wurde, was müssen alle machen und befürworten, ist überholt – der neue Ansatz schaut, wie sich die verschiedenen Aktionsansätze ergänzen und wie sie zusammenwachsen«. Den Jungsozialisten, der SEW und weiten Teilen der AL ist das unausgesprochen, aber durchaus traditionell, recht: Vor den Wahlen zum Abgeordnetenhaus in diesem Herbst legen sie auf Überraschungen, an denen sie beteiligt werden könnten, keinerlei Wert.

Stattdessen gehen sie in die Defensive – die Angriffsfläche für CDU-Attacken klein halten – , in der Hoffnung, dadurch Stimmprozente gewinnen zu können.

Gelang es bei der Hanau-Demo 1986, ein sehr heterogenes Spektrum internationalistischer Gruppen, relevanter Teile der Friedens- und der Anti-AKW-Bewegung auf ein radikales, inhaltliches Konzept festzulegen, und konnte 1987 die Bundeskonferenz der Anti-AKW-Initiativen trotz massiver Repressionsandrohungen mit Hilfe des umfassenden Bündnisses durchgesetzt werden, fällt die Bilanz des »neuen Ansatzes« in Westberlin bisher recht dürftig aus. Es besteht die Gefahr, daß die IWF-Gegnerlnnen durch eine Zersplitterung ihrer Kräfte insgesamt an Stärke verlieren: Angesichts der bündnisunwilligen antiimperialistischen und parlamentarischen Pole der Opposition haben die meisten außerparlamentarischen Gruppen (wie die Buko) sich lediglich auf die Seite der zahlenmäßig stärkeren Parteiorganisationen geschlagen bzw. sich selbst gespalten, statt den Zersplitterungstendenzen entgegenzuarbeiten.

Der am 23. und 24.9. stattfindende Gegenkongreß wird vom breitesten Bündnis

(von AL über Aktion Fluchtburg, Buko, den Landesbezirk Berlin der HBV, Künstler für den Frieden, Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste, Jusos, SEW u.a.) getragen, zur Demonstration am 25.9. vormittags rufen einige der Kongreßunterstützergruppen, darunter die Jusos, aber auch die Künstler für den Frieden, schon nicht mehr auf; für die Aktionstage vom 26. bis 29.9. mobilisieren schwerpunktmäßig Gruppen aus dem autonomen Spektrum; ob für die wahrscheinlich am 29. September stattfindende Abschlußdemonstration die AL mit einem eigenen Aufruf mobilisiert, ist derzeit noch unklar.

Trotz der sehr verschiedenen Ansatzpunkte scheint die Gefahr, daß die Anti-IWF-Kampagne vollkommen auseinanderfällt, die Konzepte der einzelnen Initiativen sich möglicherweise sogar überschneiden und gegeneinander stehen, mittlerweile beseitigt: Nachdem klar geworden ist, daß Bündnisse zwischen den auseinanderstrebenden Flügeln nicht geschlossen werden können, ist es zumindest gelungen, die von den jeweiligen Gruppen weitgehend unabhängig entwickelten Konzepte zeitlich zu koordinieren. In den letzten Wochen zeichnen sich sogar Ansätze zu einer, wenngleich lockeren, Zusammenarbeit ab: Die in der AG Aktionswoche zusammengeschlossenen Gruppen, die auch an der Vorbereitung von Demo und Gegenkongreß arbeiten, und die Gruppen aus der autonomen Koordination haben sich auf die jeweiligen inhaltlichen Schwerpunkte für die einzelnen Tage und sogar auf einzelne gemeinsame Aktivitäten während der Aktionswoche einigen können. Zur sonntäglichen Großdemonstration rufen die autonomen Gruppen zwar nicht auf – viele werden aber dennoch daran teilnehmen.

Völlig unabhängig von den Schwierigkeiten der westdeutschen Gruppen laufen die Vorbereitungen für das in der Tradition der Russell-Tribunale stehende Permanent Peoples Tribunal: Die Anklageschrift gegen IWF und Weltbank ist von einer amerikanischen Juristenorganisation ausgearbeitet worden, als Zeuglnnen sollen Vertreterlnnen der ausgebeuteten Länder, aber auch Arbeiterlnnen und »Anwälte der Natur« auftreten. Die Jury, in der neben anderen Gabriel Garcia Marquez, Eduardo Galeano und Adolfo Perez de Esquivel sitzen werden, verkündet dann am 29.9. ihren Urteilsspruch.

Die Aktionswoche

Den Autonomen gelten die Aktionstage als Ausdruck der »Notwendigkeit, das System in seinen Metropolen anzugreifen und so für die Befreiung auch der 'Dritten Welt' zu kämpfen« (Aufruf). Dementsprechend zielen die Aktivitäten vor allem auf Institutionen und Organisationen, die sowohl für die repressiven Verhältnisse hierzulande als auch für die Ausbeutungspolitik gegenüber den afrikanischen, asiatischen und lateinamerikanischen Staaten verantwortlich gemacht werden können. An jedem der vier Tage, an denen sich die Banker und Finanzpolitiker treffen, finden von einzelnen Initiativen vorbereitete öffentliche, gegebenenfalls aber auch nur von Kleingruppen durchgeführte Aktionen jeweils zu einem Schwerpunktthema statt:

Montag der 26.9. ist »Kampftag gegen den Zwang zur Arbeit«, der auch »Frauenarbeit als Grundlage für HERRschaft und Ausbeutung« thematisieren wird. Die autonome Koordination plant dazu eine Großkundgebung am zentral gelegenen Breitscheidtplatz, wo unter anderem Pan Am ihren Sitz hat: »Fluggesellschaften verdienen nicht nur am Sextourismus. Pan Am ist auch Nutznießer von Zwangsarbeit im Knast«. Am Montag mobilisieren außerdem Gruppen aus der Anti-AKW-Bewegung zu einer zentralen Aktion gegen den Atomtechnologie produzierenden und exportierenden Siemenskonzern in der Siemensstadt, »einen wesentlichen Profiteur der IWF/Weltbank-Politik«.

Für Dienstag, den »Aktionstag gegen Bevölkerungs- und Entwicklungspolitik, Rassismus und Sexismus«, schlagen die autonome Koordination und die Aktionstage AG gemeinsam vor, morgens am Flughafen Tegel, der normalerweise »Drehscheibe ist für Abschiebung, Sextourismus und Frauenhandel«, »die in Concordes ankommenden Banker zu begrüßen.« Mittags soll gegen den Pharmakonzern Schering demonstriert werden, der Dreimonatsspritzen herstellt, die exportiert, aber auch in der BRD vor allem bei psychiatrisierten und behinderten Frauen eingesetzt werden. Außerdem betreibt Schering das »Institut für genbiologische Forschung« und verkauft krebserregende Pestizide in Ländern der Dritten Welt.

Der dritte Aktionstag soll »Ausbeutung und Herrschaft im Alltag« thematisieren: »Nehmen wir uns, was uns sowieso gehört«, soll dem als Parole entgegengesetzt werden. Aktionsziele sind das Arbeitsamt, die Ausländerpolizei, der Checkpoint Charlie und die AOK. »Um 16.30 Uhr wollen wir uns dann in Kaufhäusern wiedertreffen zwecks 'Kaufhausbegehung', um dort unsere ganze Fantasie walten zu lassen. Zum Beispiel: Waren aus Südafrika und Israel besprühen, Flugis verteilen, unsichtbares Theater spielen, Detektive ärgern, Kassen sabotieren«. Die »Aktionswochen AG« will für diesen Anlaß zusammen mit Mitgliedern der Gewerkschaft Handel, Banken und Versicherungen Flugblätter an die Beschäftigten vorbereiten und plant außerdem, am frühen Abend der McDonalds Filiale am Ku'Damm einen Besuch abzustatten. Dort werden sie, dem autonomen Aufruf zufolge, auch den anderen Aktionstageteilnehmerinnen wiederbegegnen: »Am Abend wollen wir auf den Ku'Damm gehen, um die Bonzen beim Relaxen und edel speisen zu stören. Eat the rich«.

Zum Abschluß soll es am Donnerstag eine Demonstration geben: »Der Trennungsstrich verläuft nicht zwischen den Metropolen hier und den Ländern des Trikont, sondern zwischen oben und unten.« Neben dieser Planung von Aktionswochen AG und autonomer Koordination, aber koordiniert mit ihr, gibt es ein eigenes, aber noch nicht veröffentlichtes Aktionswochen-Konzept der autonomen Frauen- und Lesbenkoordination: »Wir wollen nicht wie bisher, daß uns Frauen mit einem sogenannten Frauenthema Rechnung getragen wird, sondern wollen, daß das Patriarchat als Ausgangspunkt in alle Themen miteinbezogen wird.«

Zusätzlich zu diesen Aktionen wird das »Büro für ungewöhnliche Maßnahmen« eine Live-Performance durchführen: »Die Schein-Heiligen kommen...«. Ziel dieser bundesweit geplanten Aktion ist es, »den IWF als Karikatur seiner selbst in der Öffentlichkeit vorzuführen. Im Mittelpunkt stehen daher viele gut gekleidete Herrschaften, die alle als Wesens-Merkmal einen Geldschein (zumeist Dollars) vor den Augen tragen.«

Gegenkongreß und Demonstration

Das Gegenstück zu den Aktionstagen ist der Gegenkongreß zur IWF-Tagung: Dieses Lieblingskind vor allem der reformerisch orientierten Kräfte hat mit Aktionen nichts und mit den Verhältnissen in den Metropolen wenig im Sinn. Lediglich in zwei der neun Foren, und dort auch nur unter ferner liefen, werden »die Außenwirtschaftsinteressen der BRD« bzw. »die Rolle der Mitgliedsländer unter besonderer Berücksichtigung der BRD« überhaupt thematisiert. Samstags im Forum 4 wird immerhin, wenn auch akademisch-gespreizt angekündigt, nach »Handlungsspielräumen sozialer Bewegungen in der '3. Welt' und unserer Rolle bei der Durchsetzung alternativer Entwicklungsstrategien« gefragt.

Schwerpunktmäßig sollen aber an den beiden Tagen die »großen Themen« und die allgemeinen Fragen reflektiert werden: »Positive entwicklungspolitische Konditionalität?«, »Perspektiven für eine neue Weltwirtschaftsordnung«, »Die Rolle von IWF und Weltbank – Politische Steuerung im Weltwirtschaftssystem«. Die Positionen werden dabei ausgesprochen heterogen ausfallen – selbst in einem einzigen Artikel von AL-Mitgliedern zur Begründung des Kongresses werden sich widersprechende Aussagen über die möglichen Forderungen gemacht: Wird anfangs noch anerkannt, daß »jede Reform, die die Kapitalverwertungslogik nicht bricht, die Probleme höchstens verschiebt«, wird weiter unten mit der berüchtigten Erkenntnis, daß ein Einstieg in den Ausstieg aus der Kapitalverwertungslogik vollzogen werden müsse, die Verschiebung der Probleme unter Zuhilfenahme realpolitischer Argumentationsmuster propagiert: »Lösungsvorschläge müssen praktikabel erscheinen und inhaltlich nachvollziehbar eine neue Entwicklungsrichtung aufzeigen.«

Nicht einmal die Leitfrage des Forums 2 am Samstag – »IWF und Weltbank – Abschaffen oder Reformieren« – ist nämlich rhetorisch gemeint. Die Einladungsliste (noch stehen die Zu- und Absagen nicht fest) des Gegenkongresses wirkt konsequenterweise recht beliebig zusammengestellt: Der SPD-Abgeordnete und Gegner der generellen Schuldenstreichung Ingomar Hauchler findet ebenso seinen Platz wie der radikale IWF-Gegner Karl-Heinz Roth, der Generalsekretär der Deutschen Welthungerhilfe findet sich dort neben Ernesto Cardenal und der Koordinatorin der Bauernbewegung aus der Republik Korea.

System hat neben dem Pluralismus der Positionen vor allem die Vernachlässigung feministischer Positionen: Gerade mal ein Zehntel der Eingeladenen sind Frauen. Als eine Art Abschluß des Tribunals ist die Demonstration zu sehen, die nach langem hin und her am Sonntagvormittag stattfindet, damit auch Leute aus der BRD daran teilnehmen können. Daß die Demonstrationsroute in die Nähe des ICC führen soll, hat die Jungsozialisten zum Absprung aus dem Bündnis bewegt: Diplomatisch heißt es, ihre Mitgliedschaft in der Vorbereitungsgruppe ruhe bis auf weiteres. Dem Aufruf zur Demonstration allerdings merkt man den Abschied der Sozialdemokraten aus dem Bündnis nicht an: »Elend und Not führen zu gesellschaftlichen Erschütterungen. Diktaturen, regionale Konflikte und Kriege sind die Folge«, heißt es dort verklausuliert und gerade so, als ob die »gesellschaftlichen Erschütterungen«, womit wohl der Kampf der Befreiungsbewegungen und die Revolten in den Slums gemeint sind, lieber gedämpft werden sollten.

Inhaltliche Kritik an Aufruf und Zielsetzung dieser Großdemonstration sind denn auch ein Grund, warum die Autonomen dazu nicht aufrufen. Ein anderer allerdings sind die befürchteten Repressionsmaßnahmen: Ein Polizeikessel und die Festnahme der im autonomen und antiimperialistischen Block agierenden Leute würde schon im Vorfeld das Aus der

Aktionstage bedeuten. Daß dieses Risiko besteht, kann angesichts bisheriger Äußerungen von Westberlins Innensenator Kewenig und den voraussehbaren Polizeimaßnahmen nicht bestritten werden. Kewenig hat auf einer Innenausschußsitzung im Mai auch bestätigt, daß die Abriegelung des Stadtteils Kreuzberg (wie beim Reagan-Besuch 1987) erwogen werde. Bekannt ist, daß bundesdeutsche Polizeieinheiten in größerem Umfang nach Westberlin verlegt werden. Auch die im Mai dieses Jahres für das gesamte Bundesgebiet genehmigte Einrichtung von Kontrollstellen zur Schleppnetzfahndung dient zwar angeblich der Ergreifung von RAF-Mitgliedern, steht aber offensichtlich in Zusammenhang mit Sicherungsmaßnahmen für den IWF-Kongreß.

Die im August erfolgte Personalienfeststellung bei TeilnehmerInnen einer antiimperialistischen Stadtteilrundfahrt in Westberlin, weil die »besichtigte« Zweigniederlassung von Siemens ein »anschlagsrelevantes Gebäude« sei (so die Begründung der Polizei), deutet zwar einerseits an, wie weit im Vorfeld die Polizeimaßnahmen einsetzen können, läßt aber auch ihre Grenzen erahnen: Die Dimension des IWF-Treffens und die für eine völlige Befriedung erforderlichen Polizeimaßnahmen bewegen sich in noch anderen Dimensionen, als während des immerhin nur einen Tag dauernden und lediglich einen Mann betreffenden Reagan-Besuches. 140 Finanzminister und 10.000 Bankiers kommen eine Woche lang täglich aus ihren Hotels in Westberlin, der DDR und Westdeutschlands im ICC zusammen. »Anschlagsrelevante Gebäude« gibt es in Westberlin – vom Genbiologischen Zentrum über Großbankfilialen bis hin zur Siemensstadt – hunderte. Ein umfassender Schutz läßt sich, bei allen Personalienfeststellungen, Zurückweisungen an der Grenze, Routensicherungen und Gebäudeschutzmaßnahmen, nicht erreichen – oder nur um den Preis, Westberlin tatsächlich in eine Polizeistadt zu verwandeln. Und das dürfte angesichts des großen internationalen Interesses an der Tagung als wenig imagefördernd verworfen werden – zumal mindestens durch das prominent besetzte Permanent Peoples Tribunal die Aufmerksamkeit der Medien auf die Gegenaktivitäten gelenkt werden dürften. Außerdem werden einige Gruppen eine in 30.000 bis 50.000 Auflage erscheinende vier bis sechs Seiten starke Tageszeitung während des IWF-Kongresses herausbringen und vertreiben, um eine umfassende Gegenöffentlichkeit gerade auch zu Repressionsmaßnahmen herzustellen. Der größte Teil der jetzt bekanntwerdenden Polizei-Maßnahmen dürfte daher zuerallerst abschreckenden Charakter haben: Die zum Erfolg vor allem der Aktionstage, aber auch der Großdemonstration notwendige Mobilisierung soll im Vorfeld verhindert werden. Wenn sich viele Interessenten an den Gegenaktivitäten aus Angst vor Repressalien von einer Teilnahme abhalten ließen, wäre das der wirkliche Erfolg der Aufrüstungsmaßnahmen.

Andererseits ist die Drohgebärde des Staatsapparates durchaus auch real umsetzbar. »Wir empfehlen deshalb, sich auf Kontrollen und Durchsuchungen einzustellen und die Straßenverkehrsordnung genau durchzulesen«, heißt es aus der autonomen Aktionswochen-Koordination: »Wir wollen, daß viele Leute hierher kommen, aber sie sollen sich vorher genau überlegen, was sie hier wollen und sich gut vorbereiten.«

Kurzer Blick nach vorn

»Wir leben im 3. Weltkrieg, einem Wirtschaftskrieg. Es handelt sich um einen nicht erklärten Krieg, es ist der Krieg der Wucherzinsen, des Preisverfalls und des ungleichen Austauschs. Die ferngesteuerten Raketen der Zinssätze und Terms of Trade töten Millionen von Menschen in der ausgeplünderten Welt. Sie bringen sie um durch Hunger, Krankheit, Arbeitslosigkeit und Kriminalität. Als wäre dieses Massaker der Schulden und des Handels nicht genug, werden die verschuldeten Länder auch noch zusätzlich von außen durch wirtschaftliche 'Kurskorrekturen' zu einer Rezession gezwungen«. Diese Anklage gegen den IWF ist in keinem Flugblatt zur Anti-IWF-Kampagne zu lesen: die argumentieren umständlicher, verschlungener, weniger prägnant als Fidel Castro. Daß hinter den Statistiken Tote versteckt werden, daß die ökonomischen Abhängigkeiten morden und der die Verhältnisse grundsätzlich hinnehmende »kritisch-konstruktive Dialog« über die IWF-Politik aus weitgehend ahnungslosen MetropolenbewohnerInnen Komplizen machen soll, läßt sich bei der Lektüre des bisherigen Informationsmaterials bloß ahnen. Die fast zwei Jahre währenden theoretischen Vorarbeiten haben zwar aus Autonomen und AktivistInnen der Solidaritätsgruppen IWF-ExpertInnen gemacht – die politische Umsetzung der Erkenntnisse ist aber sehr spät in Angriff genommen worden. Für eine Strategiedebatte, die diesen Namen verdient, sind zwar jetzt Grundlagen vorhanden, aber sie findet noch nicht statt?

Um so notwendiger scheint es, die sich direkt an die Öffentlichkeit richtenden Aktivitäten – und das sind vor allem die Aktionstage und die Großdemonstration, weniger der wie eine Mischung aus alternativer Volkshochschule und Expertenhearing wirkende Gegenkongreß – zu forcieren: Hier können, wenn die Mobilisierung besser als bei den dezentralen Aktionen anläßlich des Reagan-Besuches gelingt und der politisch schwache Demonstrationsaufruf durch andere, bessere ergänzt wird, Funken geschlagen werden, die überspringen.

»Hier in den großen Städten kann die Unterdrückung ihre Arbeit nicht unter Ausschluß der Öffentlichkeit leisten, und je größer die Stadt, desto weiter über den Machtbereich an Ort und Stelle bestehender konkreter Formen der Klassenherrschaft reicht diese Öffentlichkeit hinaus. Darin sind die großen Städte zugleich unsere große Gefahr und unsere große Gelegenheit... Vieles von unserem Kampf, nicht nur hier in Berlin, ist untrennbar verknüpft mit der Erkenntnis, daß der Geist Macht wird, wenn er die Massen ergreift. Dies zu vergessen, ist eine Unterschätzung des Überbaus, vor der nie genug gewarnt werden kann. Ich wiederhole: Wenn er die Massen ergreift. Das ist zugleich Warnung vor nicht weithin

verständlichen Einzelaktionen und vor der Selbstgenügsamkeit kritischer Geister, die zwar wissen, daß es nicht genügt, die Welt zu erkennen, die aber glauben, für sich und ihre Studenten ihren Teil zu tun, wenn sie sich von ihr verändern lassen. Vieles von unserem Kampf darum, daß der Geist die Massen ergreife, ist die Verbreitung des Ergreifenden, ist der moralische Kampf um die Schaffung einer mit dem imperialistischen Völkermord unvereinbaren Moral und um die Demoralisierung der Demoralisierer« (Erich Fried auf dem Vietnam-Kongreß 1968).

Kasten »Buisness as usual« auf Seite 12;14:

Das offizielle Programm der IWF/Weltbank-Tagungen in Westberlin, vorgestellt von Dieter Liehmann

Helmut Kohl versteht was von PR. Über sein Presse- und Informationsamt ließ er 1,25 Millionen farbige Faltblätter zur »Aufklärung« der Bevölkerung über die Funktionsweisen von Internationalem Währungsfonds (IWF) und Weltbank verbreiten. Mit glücklichen schwarzen Kindern, die Trinkwasser aus einer Weltbank-Pumpe entnehmen, wirbt die Bundesregierung für die Arbeit dieser beiden Finanzinstitutionen. Unter der Überschrift »Partner der Welt« wird erklärt, daß die »partnerschaftliche Zusammenarbeit« für die Bundesrepublik »ein menschliches, wirtschaftliches und politisches Gebot ist«. Daher ist »unser aller Interesse... ein Erfolg der gemeinsamen Jahresversammlungen von IWF und Weltbank in Berlin (West)«.

Was die Finanzminister und Notenbankchefs aus insgesamt 151 Mitgliedsländern in Berlin(West) erwartet, geht aus dem vorläufigen Programm hervor, das IWF und Weltbank im Juni dieses Jahres verbreiten ließen. Nach allen Erfahrungen bisheriger Jahreshauptversammlungen treffen sich die, die das Sagen haben und sich hinter dem Kürzel »G-5< verbergen bereits am Wochenende vor Beginn der offiziellen Bankiers-Vollversammlungen. »G-5« – das sind die Notenbankchefs und Finanzminister der fünf führenden kapitalistischen Industriestaaten USA, Japan, Großbritannien, Frankreich und der BRD, die schon vorab für ein salbungsvolles Abschlußkommuniqué sorgen und auch ansonsten den Ablauf der Tagungen präjudizieren.

Am Sonntag dem 25. September, also noch vor Beginn der eigentlichen Show, trifft sich der Interimsausschuß des IWF in der Stadt. Dieser setzt sich aus Ministern und Zentralbankpräsidenten aus 22 Ländern zusammen und entspricht damit dem leitenden Exekutivdirektorium. Der Interimsausschuß ist geschäftsführend tätig und stellt die entscheidenden Weichen für Politik des IWF. Unter den 22 befinden sich die quotenstärksten Länder (USA, Japan, Großbritannien, Frankreich und die BRD), Saudi-Arabien aufgrund seiner starken Gläubigerposition und 16 weitere Mitgliedsländer: Und einen Tag vor dem offiziellen Meeting tritt das »Development Committee (DC) zusammen – ein im Jahre 1974 von Weltbank und IWF-Gouverneursräten geschaffenes Gremium aus 21 Mitgliedsländern, um allgemeine Fragen des Finanz- und Ressourcentransfers zwischen Gläubigern und Schuldnern zu erörtern.

Am 27.9.88 um Punkt 10 Uhr eröffnen die Präsidenten der Weltbank und des IWF im Berliner »Internationalen Congress-Centrum« (ICC) die Jahreshauptversammlungen, und ab 15 Uhr darf diskutiert werden. Am zweiten Konferenztag müssen die Banker bereits früh aufstehen, denn die Diskussionen beginnen um 9.30 Uhr, ehe am Nachmittag die Wahlen der 22 Exekutivdirektoren des IWF und der Direktoren der Weltbank erfolgen. Am Abend tritt das »Joint Procedures Committee«, eine Art Koordinierungs- und Schlichtungsstelle zusammen, deren Präsident ein Schwede ist und der 20 weitere Ländervertreter angehören.

Am letzten Tag der Finanz-VV wird vormittags wiederum diskutiert, um 16 Uhr erstattet das »Joint Procedures Committee« einen Abschlußbericht, und die frischgewählten Exekutivdirektoren können sich abschließend zum Verlauf der Tagung äußern.

Über das, was dort schwerpunktmäßig diskutiert werden soll, haben sich weder IWF- und Weltbankvertreter noch das federführende Bundesfinanzministerium geäußert. Dafür steht das gesellschaftliche und kulturelle Rahmenprogramm für die offiziellen Delegationen einschließlich eines Sonderprogramms für die »Gattinnen« der Teilnehmenden fest:

Bereits am Sonntag abend (25.9.) ist ein Empfang im Berliner Museum für Verkehr und Technik vorgesehen am Montagabend sind die IWF- und Weltbank-Gouverneure ins Schloß Bellevue vom Bundespräsidenten geladen, um anschließend die gebotene Kultur wahrzunehmen: Ein Konzert in der Philharmonie oder ein Besuch der Oper stehen zur Auswahl. Am offiziellen Eröffnungstag geben die Ehefrauen der Minister Stoltenberg und Klein sowie Frau Pöhl ein Mittagessen im Schloß Charlottenburg, und um 20 Uhr empfängt die Bundesregierung alle Konferenzteilnehmer im ICC.

Für die anwesenden Ehefrauen ist ebenfalls gesorgt; sie können wahlweise an einer Stadtrundfahrt teilnehmen das Pergamon-Museum in der Hauptstadt der DDR besuchen, Westberliner Museen besichtigen oder auf Spree, Havel oder Wannsee schippern.

Das ganze Spektakel kostet rund 30 Millionen Mark, die sich Bundesregierung, Berliner Senat und die Deutsche Bundesbank teilen – nicht mitgerechnet die umfangreichen »Sicherheits«-maßnahmen. Dieses Land braucht diese

Jubelfeier, denn schließlich, wie in einem internen »Lagepapier« des Bundesinnenministeriums stolz verlautet, findet »diese wichtige internationale Konferenz zum ersten Male auf deutschem Boden statt«.

Gerade darum treibt »die Angst vor der nationalen Blamage den Bundeskanzler um«, wie die »Hannoversche Neue Presse« zu berichten wußte. Schließlich, so das interne Lagepapier weiter, erwarte die 10.000 in- und ausländischen Gäste eine »Randale größten Ausmaßes«; Revolutionäre Zellen und andere »gewaltbereite Linksextremisten« bereiteten Gewalt gegen Sachen und Personen vor. Außerdem könnte das Ansehen der BRD weltweit dadurch ramponiert werden, daß »Chaoten auf dem Ku'damm randalieren, Hotels blockieren und die Delegierten anpöbeln könnten« – in Erinnerung sind noch die beiden Reagan-Besuche in dieser Stadt.

Während der Kanzler sich in den Kabinettssitzungen ausführlich über die »Sicherheitslage« informieren läßt, versicherte Berlins Finanzsenator Rexrodt in Washington einigen beunruhigten Bankiers, daß die Sicherheitskräfte alles im Griff hätten. Ausnahmezustand, »rechtsfreie Räume« für die Polizei und die Berliner EbLT werden mit der berühmten deutschen Gründlichkeit dafür sorgen, daß die Bankiers und Minister ihre Ruhe haben. Dieses Land ist – wie immer – gut gerüstet.

Kasten »Spenden« auf Seite 15:

Die Vorbereitungen kosten erhebliche Mengen an Geld. Deswegen sind Spenden dringend erwünscht. Wer für die Großdemonstration, den Gegenkongreß oder die Aktionstage spenden will, soll unter Angabe des entsprechenden Zwecks einzahlen auf das Netzwerk Sonderkonto Anti-IWF, 61 00 06 177 Sparkasse Berlin-West.

Die Autonome Koordination verfügt über ein eigenes Aktionstage-Konto: Dirk Plamböck, Berliner Volksbank, BLZ 100 900 00, Konto Nr.: 120 547 26, Stichwort Aktionstage.

Aktuellere Informationen gibt es ab sofort beim Arbeitsausschuß IWF/Weltbank

kampagne, Oranienstraße 159,1000 Berlin 61, 030-614 50 98 (was Gegenkongreß und Demonstration angeht). Darüber hinaus gibt es ein Aktionstagebüro im Lateinamerika-Zentrum, das vor allem für Mittelamerika-, aber auch andere Gruppen Informationen zum Stand der Aktionstage hat. Aktionstagebüro im LAZ, Crellestraße 22, I Berlin 62, 030 - 781 40 18.

Initiativen und Einzelpersonen, die sich an der »Schein-Heiligen«-Aktion beteiligen wollen, sollen sich beim »Büro für ungewöhnliche Maßnahmen« c/o FDGÖ im Kerngehäuse, Cuvrystraße 20, I Berlin 36, 030-611 94 04 melden.

Konkret 09/88, S. 16

Otto Köhler

Von Dachau zum Mond

Menschenversuche an KZ-Häftlingen brachten dem Deutschen Reich einen Vorsprung auf dem Gebiet der Weltraummedizin, den sich die USA nach 1945 zunutze machten und auf den die allgemeinen Frankfurter Geschichtsumdeuter neuerdings wieder richtig stolz sind

Der letztinstanzliche Freispruch der überführten Verbrecher erfolgte am 14. Mai 1986 durch das für solche Maßnahmen zuständige Bundesorgan, durch die »Frankfurter Allgemeine Zeitung«. Er lautete: »Deutschland – ein Pionier der Weltraummedizin. Maßgebliche Beiträge während des Dritten Reiches / 'Ausbeutung' durch die Amerikaner.« Dies war der Freispruch nicht nur, sondern das Bundesverdienstkreuz mit Stars und Stripes für die Mörder der Versuchsperson 1 (»37 Jahre alter Jude in guter Verfassung«). In einem 30minütigen Menschenexperiment wurde der Versuchsjude sorgfältig und nach allen Regeln medizinischer Kunst zu Tode gequält und der Vorgang protokolliert: Schweiß tritt aus. Sein Kopf beginnt zu zucken. Krämpfe schütteln ihn. Er keucht, ringt nach Luft. Weißer Schaum tritt aus seinem Mund. Er verliert das Bewußtsein. Exitus.

Das war 1942. Die »FAZ« 1986 über den Sinn der damals an KZ-Insassen durchgeführten Menschenversuche: »Dadurch war es erstmals möglich, die Verschiebung von Körperflüssigkeiten unter hohen Schwerkraftbelastungen zu untersuchen. Diese Erkenntnisse führten zur Empfehlung, Piloten oder später auch Astronauten bei hohen Schwerkraftbelastungen in Rückenlage zu bringen, um einer gefährlichen Blutleere des Gehirns vorzubeugen.« Der an sich wertlose Versuchsjude war also einem guten Zweck zugeführt.

Am selben Tag im Mai 1986, an dem die »FAZ« solche Pionierleistungen deutscher Weltraummedizin während des Dritten Reiches rühmte, schickte sie selbst eine andere jüdische Versuchsperson in vermintes Gelände. Den vor den Nazis emigrierten deutschnationalen Juden Franz Oppenheimer ließ sie auf den Knien schrubben und dazu den Satz aufsagen, die Deutschen dürften nicht länger »von Schuldgefühlen für vergangene und bereute Sünden besessen« sein – der »maßlose Lärm« um den Reagan-Besuch des SS-Friedhofes Bitburg zerstöre am Ende noch die Nato.

Genau drei Wochen später konnte Ernst Nolte auf dem so bereinigten »FAZ»-Gelände den Historikerstreit beginnen mit dem Ziel, Hitler und den deutschen Faschismus zu historisieren. Diesem Ziel dient auch der Sammelband »Menschenversuche – Wahnsinn und Wirklichkeit«, herausgegeben von Rainer Osnowski (Kölner Volksblatt Verlag, 178 Seiten, 22 Mark). Während Nolte aber apologetisch Hitler, die Nazis und ihre Verbrechen auf die übrige Geschichte hin relativiert – seht, die waren auch nicht schlimmer als die anderen! – , relativiert dieser Kölner Sammelband anklagend die übrige Geschichte auf das, was unter Hitler geschah als dem Höhepunkt einer Entwicklung, die lange zuvor begann und danach nicht zu Ende ist.

Es waren nicht die Nazis, die mit Menschenversuchen begannen. Der Berliner Medizinhistoriker Gerhard Baader berichtet, daß im 19. Jahrhundert die Unterschicht-Patienten in den Krankenhäusern, die der Armenversorgung dienten, ganz ohne ethische Bedenken als Versuchsobjekte für den Fortschritt der Medizin betrachtet wurden – der mögliche Schaden für die Versuchsperson wurde problemlos durch den erhofften Nutzen für die Allgemeinheit aufgewogen. Der Breslauer Dermatologe Albert Neisser, der 1892 an minderjährigen Mädchen Versuche mit dem Serum von Syphiliskranken vornahm, bekam vom königlichen Disziplinarhof eine Kavaliersstrafe von 300 Mark, weil er sich nicht die Zustimmung dieser »Personen oder ihrer gesetzlichen Vertreter« geholt habe. Strafmildernd war, daß er sich mit seinem Handeln im Einklang mit dem damals durchaus Üblichen befunden habe. Die »Deutsche Medizinalzeitung« 1900: »Für Ärzte existiert die Vorfrage, ob Neisser vom ethischen Standpunkte aus zu seinen Untersuchungen (!) berechtigt war oder nicht, überhaupt nicht.«

Zur gleichen Zeit gibt es über 700 Artikel der medizinischen Literatur aus den letzten zehn Jahren, die auf Menschenversuchen beruhen. »Einige dieser Fälle sind in Kliniken vorgekommen, deren Leiter nicht oft genug das Wort Humanismus im Munde führen können«, klagt um die Jahrhundertwende der Mediziner Albert Moll, der 1902 eine »Ärztliche Ethik« verfaßte. 1930 forderten Gesundheitsamt und Tuberkulosefürsorge in Lübeck die Eltern auf, ihre neugeborenen Kinder mit dem Bazillus Calmette-Guerin impfen zu lassen. Erfolge: 76 tote und 245 geschädigte Kinder – die Eltern waren nicht aufgeklärt worden, daß es sich um eine Infektion mit lebenden Bakterien handelte. Baader: »Ohne eine Lösung der sozialen Frage war und ist der Tuberkulose nicht zu Leibe zu rücken« – Impfungen aber sind billiger.

Der Reichsgesundheitsrat, der sich 1930 erstmals mit der Frage beschäftigte: »Inwieweit ist die Vornahme experimenteller Untersuchungen am Menschen zulässig«, erklärte trotz einer Vielzahl ähnlicher Skandale, daß »ein Fortschritt der Wissenschaft« nur möglich sei, »wenn neue Heilmittel experimentell erprobt werden«. Dazu gab es bald darauf in den Konzentrationslagern der Nazis eine Fülle von Möglichkeiten, die von der Pharmaindustrie (Behring-Werke, Hoechst, Schering) ebenso eifrig benutzt wurden wie von ehrgeizigen Medizinern.

Und da war es eigentlich ziemlich normal, daß der SS-Arzt Dr. Sigmund Rascher am 15. Mai 1941 Heinrich Himmler um die Zuweisung von KZ-Häftlingen für militärisch wichtige Höhenflug-Experimente bat, »bei denen selbstverständlich Versuchspersonen sterben können«. Mediziner, die nichts mit der SS zu tun hatten, machten gern mit: Der Generalstabsoberarzt Prof. Dr. Erich Hippke erteilte seine Zustimmung, ebenso wie Oberfeldarzt Prof. Dr. August Weltz vom Institut für Luftfahrtmedizin. Und Dr. Siegfried Ruff und Stabsarzt Dr. Hans Wolfgang Romberg vom Fliegermedizinischen Institut machten schon deshalb erleichtert mit, weil sie ihr laufendes Versuchsprogramm »Zur Rettung aus großen Höhen« bisher im schonenden Selbstversuch und mit Freiwilligen durchführen mußten. Sie brachten ihr Versuchsgerät – Unterdruckkammern und Zentrifugen – von Berlin ins KZ Dachau, und im März 1942 begannen die Versuche an 200 Menschen, von denen achtzig nicht überlebten. Auch nicht überleben sollten: Eine jüdische Versuchsperson, der man »Rassenschande« vorwarf, wurde bewußtlos aus der Druckkammer gezerrt und ertränkt, damit die Luftembolien während der Autopsie genau aufgespürt werden konnten. Da konnte die »FAZ« 1986 in ihrem Jubel-Artikel über die deutschen Pioniere der Weltraummedizin gut fragen: »Woher stammte die Erwartung, daß der menschliche Organismus die vielfältigen Belastungen, die mit Start, Schwerelosigkeit und Landung einer Raumkapsel verbunden sind, würde ertragen können? Woher stammen die Techniken, mit deren Hilfe bemannte Raumflüge zum Erfolg wurden?« Und ahnungsvoll antworten: »Die deutsche Luftfahrtmedizin hat, verborgen vor der Öffentlichkeit, in den Jahren vor und während des letzten Krieges hierzu nennenswerte Beiträge geliefert.«

Drei Wochen später eröffnete die »FAZ« den Historikerstreit mit Noltes Klage über die »Vergangenheit, die nicht vergehen will.« Sie konnte und durfte nicht vergehen. Dafür sorgte 1945 die andere von den zwei Gruppen, unter denen sich die Sieger aus den USA aufspalteten. Die einen, die Gutwilligen, die Gruppe um den bald entmachteten Finanzminister Henry Morgenthau wollte endlich einen Schlußstrich unter die Vergangenheit ziehen: Deutschland sollte für immer entmilitarisiert und in einen Nord- und einen Südstaat aufgeteilt werden, in zwei Agrarstaaten ohne Rüstungsindustrie. Zwei grüne Deutschländer – eine paradiesische Vorstellung. Die andere Gruppe, vom Wirtschaftsministerium gelenkt, wollte weitermachen, wollte so schnell wie möglich mit den gerade besiegten Deutschen gegen die Russen weitermarschieren. Diese Gruppe war hingerissen von den phantastischen Leistungen des SS-Führers und Raketenforschers Wernher von Braun, der mit seinen V2-Raketen schwere Verwüstungen in London angerichtet hatte. Seine unterirdische V2-Fabrik in einem Stollen bei Nordhausen im Harz, in der über 200.000 KZ-Sklaven arbeiteten, erfüllte sie mit Bewunderung, auch wenn sie sich die Nasen zuhalten mußten, um den Gestank der ausgemergelten Leichen zu ertragen, die dort zu Hunderten herumlagen. Die SS-Wächter wurden abgeurteilt – doch die Wissenschaftler waren zu wertvoll, um ins Gefängnis zu kommen.

Während SS-Arzt Rascher kurz vor Ende noch auf Anweisung von Himmler selbst für immer der Welt der Wissenschaft entzogen wurde – er soll, das war auch damals ein Verbrechen, ein arisches Kind entführt haben – , versammelten sich seine Komplizen beim Experimentieren mit Menschen gleich nach Kriegsende in einem geheimen US-Auswertungszentrum in Heidelberg. Denn schon 1945 setzte – wie der Mediziner Friedrich Hansen in seinem Beitrag zum Band über »Menschenversuche« berichtet – die »Action Paperclip« (»Büroklammer«) ein, die das Ziel hatte, Nazi-Wissenschaftler und ihre Forschungsergebnisse der US-Wehrforschung zuzuführen. Aufgrund ihrer selbsterarbeiteten Erkenntnisse und der Daten von 2000 Geheimberichten der Luftwaffe erstellten Ruff, Romberg, Weltz und andere unter der Leitung von Hubertus Strughold, dem späteren »Vater« der US-Weltraummedizin, ein zweibändiges Kompendium »German Aviation Medicine in World War II« . »FAZ«-Formulierung dieses Tatbestandes: »...wurden die Wissenschaftler ... am Kaiser-Wilhelm-Institut in Heidelberg zusammengezogen, wo sie die Ergebnisse ihrer Untersuchungen schriftlich niederlegten und« – dies dürfte so doch wohl nicht ganz möglich gewesen sein – »unfertige Experimente abschließen sollten. Dort trafen sie erstmals mit ihren amerikanischen Kollegen zusammen, welche den gleichen Fragen vielfach auf ganz anderen Wegen nachgegangen waren.«

Es blieb schließlich ein ungleiches Wettrennen zwischen den US-Amerikanern, die die deutschen Verbrecher in Nürnberg anklagen, und jenen, die sie wieder aufpäppeln und nutzen wollten: Der Personalstab des Joint Intelligence Objectives Committee (JIOC), der diese Leute suchen und zu den US-Fleischtöpfen holen sollte, war – schreibt Hansen – zehnmal größer als der des Nürnberger Militärtribunals, der die Dokumente zur Anklage ihrer Verbrechen sammeln sollte. Ein Regierungsbeamter in Washington nannte – laut »Harpers Magazine« – die in Schiffsladungen über den Atlantik kommende Kriegsbeute von Nazi-Wissenschaft und Nazi-Wissenschaftlern »die größte zusammenhängende Quelle dieses Typs von Material in der Welt, die erste gründliche Ausbeutung der Brain-Power eines ganzen Landes.«

Der Anklagebehörde beim Nürnberger Kriegsverbrecherprozeß fehlten die 2000 Geheimberichte der Luftwaffe, die unter Zehntausenden Tonnen von Akten über den Ozean schwammen ebenso, wie die 765 Forscher, die den gleichen Weg nahmen. Denn unter ihnen waren viele hochangesehene Schwerkriminelle wie Wernher von Braun oder Hubertus Strughold. Der Nürnberger Prozeß war zu ungunsten der Anklage vom US-Geheimdienst manipuliert. Ruff und Romberg, eindeutig Komplizen Raschers, auf den allein jetzt alle nachweisbaren Verbrechen gehäuft wurden, bekamen vom Gericht einen Freispruch, weil der US-Geheimdienst entscheidendes Belastungsmaterial verschwinden ließ. Andere waren aus dem gleichen Grund gar nicht erst angeklagt worden. Belastete Forscher wurden mit gefälschten Papieren vom Geheimdienst an

den Einwanderungsbehörden vorbei in die USA eingeschleust. Bei Prozeßende, Mitte 1947 war das Heidelberger Paperclip-Unternehmen längst abgeschlossen. 35 Naziwissenschaftler arbeiteten schon auf dem US-Luftfahrt-Zentrum Randolph Base in Texas weiter.

Ganze technologisch-wissenschaftliche Zweige, wie Raumfahrttechnik und, als Teil von ihr, Raumfahrtphysiologie, hätten, urteilt Hansen, »nach dem Krieg ohne die Menschenexperimente in Nazi-Deutschland niemals den raschen Aufschwung nehmen können, den sie genommen haben«. Und so ist der Sieg der US-Weltraumfahrt ein stolzer Erfolg deutschen Verbrechergeistes, der auf geniale Weise Hitler und sein Reich überlebte, und Rahmen der festen und unverbrüchlichen Freundschaft zwischen den Völkern der BRD und der USA die Menschheit zu neuen Ufern vorantrieb.

Neil Armstrong hieß der Astronaut, der als erster 1969 den Mond betrat und dort die einstudierten Worte von sich gab: »Ein kleiner Schritt für einen Menschen, aber ein großer Sprung für die Menschheit.« Und Harry Armstrong hieß der Oberst und Stabsarzt der 8. US-Luftflotte, der als verantwortlicher Militär seine schwerkriminellen deutschen Forscher-Kollegen nach 1945 in die USA einschleuste: ein kleiner Sprung über den Ozean.

Konkret 09/88, S. 18

Gabriela Simon

Verfassung, neu, umständehalber zu verkaufen

Die Gläubigerbanken haben sich mit dem Schuldner Brasilien geeinigt: Sie geben 5,2 Milliarden Kredit und bekommen dafür 20,9 Milliarden Zinsen. Jetzt versuchen die Multis, auch noch die Verfassung des Landes zu kaufen

Anfang Juli dieses Jahres hatten die Ökonomen des »Handelsblatt« Grund zum Jubeln: Brasilien, das größte Schuldnerland der Dritten Welt, hatte sich mit seinen Gläubigern geeinigt. Die Zinsen für die 120 Milliarden Dollar Auslandsschulden werden nun wieder ordnungsgemäß auf die Konten der Gläubigerbanken überwiesen. »Das exquisite 'Rio-Menü' soll jedem etwas bieten«, titelte die Wirtschaftszeitung wenige Tage nach dem erfolgreichen Abschluß der Umschuldungsverhandlungen. Die exotische Schlemmermahlzeit namens 'Rio-Menü' ist allerdings nicht für die Mägen der Hungernden in den Favelas bestimmt. Gemeint ist damit die breite Palette von Möglichkeiten zur Verwertung brasilianischer Schuldentitel, die in den jüngsten Verhandlungen vereinbart wurde. Und in deren Genuß kommen rund 700 internationale Gläubigerbanken. Allein den zehn größten US-Banken bringen die nun wieder fließenden Zinszahlungen bis zum Ende dieses Jahres 1,6 Milliarden Dollar an zusätzlichen Einnahmen. Natürlich gehören auch die deutschen Großbanken zu den Profiteuren des »Brasilien-Pakets«. Ihnen rät das »Handelsblatt«, sich aus den gebotenen Möglichkeiten des »Rio-Buffets« – von der Umwandlung der Schuldentitel in Investitionskapital bis zu ihrer Einlösung in staatlich verbriefte Wertpapiere – einen »optimalen Menü-Teller zusammenzustellen . «

Das Bild der tafelnden Banker-Community ist ebenso widerwärtig wie korrekt. Ihre Beute, der Schuldengigant Brasilien, hatte im Februar 1987 versucht, mit einem Zahlungsstopp an den Spielregeln der Schuldknechtschaft zu rütteln. Vergeblich, wie sich schon nach wenigen Monaten herausstellte. Mit der Umschuldungsvereinbarung vom Juli hat sich Brasilien nun wieder in die Ordnung des internationalen Finanzkapitals gefügt. »Es ist der beste Cash-flow-Deal seit Ausbruch der Schuldenkrise«, schwärmte der Chefunterhändler der Banken, William Rhodes. »Die Banken können sich für 5,2 Milliarden Dollar fresh money für die Jahre 1987-89 nicht weniger als 20,9 Milliarden Dollar Zinseinnahmen sichern.« Das Schuldnerland Brasilien, in dem 25 Millionen Menschen arbeitslos oder unterbeschäftigt sind, und in dem 45 Prozent der Erwerbstätigen mit einem monatlichen Mindestlohn auskommen müssen, der umgerechnet bei knapp 40 Dollar liegt, muß nun wieder Jahr für Jahr Exportüberschüsse in Höhe von 13 Milliarden Dollar erwirtschaften, um die Forderungen der Gläubiger zu befriedigen.

Der schönste Triumph der Banker: Erstmals seit dem Abtreten der Militärs 1985 hat sich die brasilianische Regierung in einem Abkommen mit dem IWF verpflichtet. Der »letter of intent«, von Präsident Sarney verschämt »Geleitbrief« genannt, sieht eine drastische Reduzierung des Haushaltsdefizits in den kommenden Jahren vor. Die »neue Republik« wird ihre Bürger nun mit weiterem Abbau von Sozialleistungen und Lohnsenkungen im öffentlichen Dienst konfrontieren. In der politischen Diskussion der vergangenen Jahre war das Thema IWF ein äußerst neuralgischer Punkt gewesen. Eine Unterordnung der Wirtschaftspolitik unter die Vorgaben des IWF wurde von vielen als unvereinbar mit der demokratischen Entwicklung betrachtet. Tatsächlich werden die neuen Institutionen der Demokratie durch die Zusammenarbeit mit dem IWF teilweise entmündigt. Der erst vor wenigen Monaten von der Verfassunggebenden Versammlung beschlossene (kostspielige) Ausbau der Sozialversicherung beispielsweise dürfte durch die IWF-Auflagen schon jetzt zu Makulatur geworden sein. Aber – Demokratie hin, Demokratie her – die Gläubiger wollen nun einmal Garantien dafür, daß die Zinsen in Zukunft ordnungsgemäß fließen. Und so darf nun der IWF auch der »jungen Demokratie« Brasiliens vorschreiben, wieviel Geld sie ausgeben darf, um die Auswirkungen der Wirtschaftskrise zu mildern. Für diese Fügsamkeit bekommt Brasilien im Gegenzug von den Banken »fresh money« in Höhe von 5,2 Milliarden Dollar.

Demokratie im Ausverkauf? Davon scheinen jetzt zumindest die in Brasilien vertretenen multinationalen Konzerne auszugehen. Ihnen ist die brasilianische Demokratie ganze 2 Millionen Dollar wert. Mit diesem Einsatz wollen die Multis erreichen, daß die neue brasilianische Verfassung ihren Interessen angepaßt wird. Schon seit geraumer Zeit werfen sie argwöhnische Blicke auf das, was gemeinhin als Fundament der demokratischen Neukonstitution betrachtet wird: die Verfassunggebende Versammlung. Seit mehr als eineinhalb Jahren ist sie in Brasilien damit beschäftigt, einen neuen Verfassungstext zu erarbeiten, der Ende dieses Jahres in Kraft treten soll.

Angesichts »nationalistischer Tendenzen« im Parlament schwante den Multis von Anfang an Übles. Und was die Parlamentarier in Brasilia schließlich verabschiedeten, mußte ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigen: Nach der verfassungsrechtlichen Verankerung der Marktreservepolitik für nationale Unternehmen, die heute schon den brasilianischen Computermarkt weitgehend für ausländische Anbieter sperrt, sowie der Entscheidung, die Vermarktung von Öl und die Ölproduktion nationalen Unternehmen vorzubehalten (wovon vor allem Shell, Esso und Texaco betroffen sind), folgte im Mai dieses Jahres die Entscheidung, den gesamten Bergbau zu nationalisieren.

Als Druckmittel gegen eine derartige Beschneidung ihrer Investitionsmöglichkeiten steht den ausländischen Konzernen nicht nur ihr gemeinsamer Kampagnen-Fonds zur Verfügung. Schon seit längerem halten die brasilianischen

Tochtergesellschaften der Multis Investitionskapital zurück und setzten damit die brasilianische Regierung unter Druck. Allein in der Automobilbranche liegen derzeit mehrere Milliarden Dollar auf Eis. Autolatina, der aus dem Zusammenschluß von VW und Ford hervorgegangene Mammut-Konzern, will beispielsweise bis 1991 1,2 Milliarden Dollar investieren, »wenn die Bedingungen für Rentabilität existieren«, wie Wolfgang Sauer, langjähriger Chef von VW do Brasil und heute Präsident von Autolatina, wissen ließ. Fiat und General Motors planen Investitionen in einer ähnlichen Größenordnung. Auf diese Milliarden spielte Shell-Präsident Robert Broughton an, als er zu Beginn der Kampagne androhte, daß sich die Investitionspläne der ausländischen Konzerne ändern würden, wenn gewisse »Formulierungen« nicht aus der neuen Verfassung verschwänden.

Multinationale Konzerne haben in Brasilien eine ungeheure wirtschaftliche Macht angesammelt. Mit ihrem Einsatz wollen sie nun verhindern, daß gewählte Parlamentarier ihnen das Investitionsparadies vermasseln, in das die Militärs Brasilien verwandelt hatten. Die Multis waren nämlich die großen Profiteure der zwanzigjährigen Militärherrschaft. Bis Mitte der 70er Jahre war es ihnen gelungen, einheimische Unternehmen aus den wichtigsten Schlüsselpositionen der Wirtschaft zu verdrängen. Industriezweige wie der Automobilsektor, die Pharmazie und die Elektroindustrie werden heute fast vollständig von ausländischen Unternehmen beherrscht. Auch an der Ausbeutung der brasilianischen Bodenschätze, die jetzt nationalisiert werden soll, ist das internationale Kapital stark beteiligt. Multis kontrollieren fast die Hälfte der Ausbeutung von Titan; bei Nickel, Silber, Wolfram und Bauxit liegt ihr Anteil bei zwei Drittel oder noch darüber.

»Das Kapital ist ein sehr sensibles Tier und wird sich nur dort ernähren, wo es sich am besten geschützt fühlt«, orakelte VW-Chef Wolfgang Sauer vor einigen Monaten. Wie sensibel die Multis mit der brasilianischen Gesellschaft umgehen, hat er selbst in den vergangenen Jahren immer wieder vorexerziert. Um politischen Druck auszuüben und gleichzeitig die erstarkende Gewerkschaftsbewegung zu disziplinieren, griff das VW-Management bereits mehrfach zum Mittel der Massenentlassungen. Allein im letzten Jahr hat die aus dem Zusammenschluß von VW und Ford hervorgegangene Holding Autolatina mehr als 10 000 Beschäftigte gefeuert. Zweimal, im Juni und im Oktober, wurden mehrere Tausend Arbeiter/innen im Zusammenhang mit Streiks auf die Straße geworfen. Im Oktober dienten die Massenentlassungen auch als Warnung an die brasilianische Regierung. Autolatina benötigte ein Druckmittel, um sich im Konflikt um die staatlichen Preiskontrollen im Automobilsektor durchzusetzen. »Entweder werden die Preise erhöht, oder wir müssen dichtmachen und die Leute entlassen«, hatte Wolfgang Sauer dem damaligen Finanzminister Bresser Pereira gedroht.

Die Preise wurden schließlich erhöht. Aber der Konflikt hat den Brasilianern auch den ungeheuren Einfluß dieses Konzerns ins Bewußtsein gerufen. Auf exemplarische Weise war wieder einmal vorgeführt worden, wie sehr selbst ein so großes und hochindustrialisiertes »Schwellenland« wie Brasilien von ausländischen Konzernen abhängt, die sich auf dem Binnenmarkt eine Monopolposition verschafft haben. Autolatina ist das größte private Industrieunternehmen Lateinamerikas, wahrscheinlich sogar der gesamten Dritten Welt. Es beherrscht 54°70 des brasilianischen Automobilmarktes und beschäftigt 51 000 Leute. Nach Angaben der Firma sind über Zulieferbetriebe rund eine Million Brasilianer von dem Auto-Multi abhängig. Der immer wieder eingesetzten Drohung mit der Schließung des Betriebs kann sich in Brasilien heute keine Regierung entziehen.

Die Gegner des Verfassungsentwurfs ziehen jetzt gegen die »unheilige Allianz« zwischen rechten und linken Nationalisten in der Verfassunggebenden Versammlung zu Felde. Tatsächlich wurde die Nationalisierung des Bergbaus von den linken Parteien zusammen mit den Stimmen der konservativen Nationalisten durchgesetzt. Hinter ihnen steht ein Teil der brasilianischen Unternehmer, die ebenfalls ein handfestes Interesse daran haben, den Einfluß des internationalen Kapitals zurückzudrängen. Brasiliens Unternehmer haben in den letzten zwanzig Jahren teilweise verheerende Erfahrungen mit multinationalen Konzernen gemacht. Zum Beispiel mit dem berüchtigten Elektrokartell, das zwischen 1964 und 1974 funktionierte: Neun Elektromultis (mit dabei waren auch Siemens und AEG) hatten sich damals zusammengeschlossen und durch Absprachen, Dumpingpreise und Gemeinschaftsaktionen gegen störende Konkurrenten reihenweise brasilianische Firmen in den Ruin getrieben – solange, bis sie den Elektromarkt Brasiliens beherrschten. Erst vor diesem historischen Hintergrund wird die relativ breite politische Basis verständlich, auf der die Verfassunggebende Versammlung gegen die Macht der Multis zu Felde zieht.

Was hat das alles nun mit der Verschuldung, den Banken, dem IWF und dem »Rio-Menü« zu tun? Einiges ! Damit die Gläubiger das »Rio-Menü« richtig genießen können, brauchen sie unter anderem ausländische Investoren, die ihnen einen Teil der Schulden abkaufen, um damit in Brasilien Investitionen zu finanzieren. Im Rahmen solcher »swap«-Geschäfte können Unternehmer die Schuldentitel mit einem gehörigen Abschlag erwerben (brasilianische Schulden werden zur Zeit zu weniger als 50°70 ihres Nennwerts gehandelt), sich dann von der Regierung des Schuldnerlandes den vollen Nennwert der erworbenen Schuldentitel in einheimischer Währung auszahlen lassen, um schließlich mit diesem Geld Investitionen zu finanzieren. Für beide Geschäftspartner ein guter Deal: Die Banken können eine Teil ihrer »faulen« Forderungen in Cash verwandeln; die – meist ausländischen – Investoren können durch die Differenz von Kaufund Nennwert ihr Kapital auf einfachstem Wege vervielfachen. Nur: Die »Investitionen«, die so zustandekommen, bringen in den seltensten Fällen neue Produktionskapazitäten und Arbeitsplätze ins Land. Meist werden lediglich bestehende Firmen ganz oder teilweise

aufgekauft. Die profitträchtige Kooperation von Gläubigern und Multis beruht mithin auf dem Ausverkauf der produktiven Kapazitäten des Schuldnerlandes.

Voraussetzung für dieses lukrative Ausschlachten der Länder der Dritten Welt ist jedoch die Liberalisierung der Wirtschaft des betreffenden Landes, in diesem Fall also Brasiliens nach innen und nach außen. Entsprechendes wird seit Jahren von IWF und Weltbank gefordert. Und einige handfeste Erfolge haben die beiden Institutionen – nach stetigem Druck auf die brasilianische Regierung – inzwischen auch vorzuweisen. Am 19. Mai hat Präsident Sarney, nach wochenlangen Konsultationen mit einer IWF-Delegation, eine »neue Industriepolitik« angekündigt. Per Dekret senkte Sarney eine Reihe von Zöllen und öffnete so die Grenzen für ausländische Waren, während er gleichzeitig die Exporte für über 3000 Produkte von der Ausfuhrgenehmigungspflicht befreite. Zur Krönung der neuen Offenheit leitete er schließlich eine forcierte Privatisierungspolitik ein. Jeden Monat, so Sarney, solle mindestens ein staatliches Unternehmen verkauft werden.

Auch wenn dieses Versprechen nicht lange durchzuhalten sein wird – die neue Industriepolitik Sarneys schafft die besten Voraussetzungen dafür, die brasilianische Wirtschaft den Interessen des multinationalen Finanz- und Industriekapitals anzupassen. Mit der Stärkung des Exportsektors werden die Handelsbilanzüberschüsse und damit die Zinszahlungen an die Gläubiger abgesichert. Die gleichzeitige Privatisierungswelle offeriert den Multis eine Reihe interessanter Anlageobjekte. Erfahrungen in anderen Schuldnerländern wie Argentinien und Mexiko haben gezeigt, daß durch die Privatisierung öffentlicher Betriebe weitere wirtschaftliche Schlüsselpositionen in die Hände multinationaler Konzerne übergehen. Dort waren es in erster Linie Grundstoffindustrien und der Infrastruktursektor (mit den Bereichen Kommunikation und Transport), die das Interesse des ausländischen Kapitals weckten. In Brasilien werfen die Multis schon seit längerem begehrliche Blicke auf einige strategisch wichtige Unternehmen des staatlichen Sektors, wie z.B. den riesigen Energiekonzern Petrobras.

Der Ausverkauf des nationalen Produktivkapitals, den Sarneys neue Industriepolitik jetzt in Brasilien einleitet, und an dem Banker wie Multis gut verdienen können, steht allerdings in krassem Gegensatz zu den von der Verfassungsgebenden Versammlung beschlossenen Richtlinien. Die »Geburt eines neuen Marktes aus den Flammen der Dritt-Welt-Verschuldung«, wie die Finanzzeitschrift »Euromoney« den Ausverkauf der Schuldnerländer einmal euphorisch umschrieb, muß in Brasilien zuerst gegen die neuen Institutionen der Demokratie durchgesetzt werden. Diesem Ziel dient die Kampagne der Multis, die sich – im Gegensatz zu IWF und Weltbank – als interne Lobby betätigen können. Schützenhilfe bekommen sie dabei natürlich auch von außen, unter anderem von der aufstrebenden Weltmacht EG. Während eines Brasilien-Besuchs Ende Juli schimpfte deren Vize-Präsident Karl-Heinz Narjes die geplanten Beschränkungen für ausländisches Kapital einen »diskriminierenden Akt gegen den Rest der Welt« und drohte unverblümt mit Handelssanktionen.

Die zweite und endgültige Abstimmungsrunde über die neue Verfassung hat am 25. Juli begonnen und wird einige Monate in Anspruch nehmen. Es gilt als unwahrscheinlich, daß strategische Entscheidungen der Verfassunggebenden Versammlung, wie die Nationalisierung des Bergbaus, in dieser Abstimmungsrunde wieder zurückgenommen werden. Mehr Chancen dürften die Multis dagegen mit ihrem Versuch haben, die Definition des »nationalen Unternehmens« und die Bestimmungen über die Vergabe staatlicher Aufträge zu ihren Gunsten zu verändern. Im übrigen sind die Vertreter der ausländischen Konzerne ganz zuversichtlich. »Wenn die Bestimmungen jetzt nicht verändert werden«, so Shell-Präsident Robert Broughton, »dann passiert das später in der regulären Gesetzgebung, oder in fünf Jahren, wenn die Verfassung nochmals revidiert wird.« Und bis dahin können die Multis ja noch ein paar Millionen Dollar springen lassen.

Konkret 09/88, S. 21

Manuel Kellner

Schuldner auf KZ-Ration

Gleichzeitig plündern und die Plünderung beklagen: Den Zynismus der Bonner Regierung im Umgang mit den ärmsten Ländern der Welt, macht ihr so schnell keiner nach

Der Beschluß des Bundestages zur »Schuldenkrise« vom 9. Juni – angenommen mit den Stimmen der Koalitionsfraktionen – enthält Kritik »an den Industrieländern« nur der guten Form halber. Betont wird die »Eigenverantwortung« der »Entwicklungsländer« (die wohl so heißen, weil sie an ihrer Entwicklung gehindert werden), die »durch eine Politik innerer Reformen ihre strukturellen Verzerrungen und sozialen Ungleichgewichte abbauen« sollen. Denn dies erst schaffe die Voraussetzungen für »produktive Investitionen, ausländische Direktinvestitionen und die Rückkehr von Fluchtkapital.« Ziel ist, die zukünftige Zahlungs- und Kreditfähigkeit der Schuldner zu erreichen, »geholfen« werden soll besonders den »reformbereiten« armen Ländern.

Am Tag zuvor hatte die Bundesregierung den Minister für wirtschaftliche Zusammenarbeit, Hans Klein, einen »Grundsatzbeschluß« verkünden lassen, der den ärmsten Ländern ihre Restschuld zu erlassen versprach, nämlich Birma, Mauretanien und sechs afrikanischen Ländern. Es würde sich um ca. 3,1 Milliarden Mark handeln – um ein Nichts gemessen an der Gesamtverschuldung. Trotzdem knüpften sich Hoffnungen an diese Ankündigung, denn für die Armen der betreffenden Länder kann dieses »Nichts« buchstäblich über Leben und Tod entscheiden. So zynisch es ist, die weitere gezielte Verarmung etwa der mexikanischen oder brasilianischen Arbeiterinnen, Arbeiter, Bauern und Erwerbslosen als moralisch gerechtfertigt weiter zu betreiben, so ist doch die Ungeheuerlichkeit der Schuldeneintreibungspolitik gegenüber den Ärmsten der Armen besonders sinnfällig.

Die soziale Wirklichkeit, die durch Begriffe wie »1. Welt« und »3. Welt« kaschiert wird, sieht – soweit sie sich anhand flüchtiger Zahlen erahnen läßt – zum Beispiel so aus: In Mosambik ist die Säuglingssterblichkeit zwölfmal, in Somalia fünfzehn mal so hoch wie in der Bundesrepublik. Der tägliche durchschnittliche Kalorienverbrauch in Ghana und Mosambik entspricht der Nazi-KZ-Ration von 1.700 Kalorien, im Tschad liegt er mit 1.500 Kalorien noch darunter. In der Bundesrepublik sind es 3.500 Kalorien. In Burkina Faso gab es 1985 für 55.900 Menschen durchschnittlich einen Arzt, in der Zentralafrikanischen Republik für 22.400. In der BRD steht für 400 Einwohnerinnen und Einwohner ein Arzt zur Verfügung. Und dennoch flossen allein über den Schuldendienst 1986 zehn Milliarden Dollar von den Ländern südlich der Sahara in die Geldsäcke der imperialistischen Gläubiger, 1988 werden es geschätzte 17 Milliarden sein. Im Rahmen des ungleichen Tauschs auf dem Weltmarkt, der immer schlechter werdenden »terms of trade« (Sinken der Rohstoffpreise), des Protektionismus der reichen kapitalistischen Länder gegen die Produkte aus den armen Ländern und der Ausbeutung billiger Arbeitskräfte in diesen Ländern selbst durch die westlichen Konzerne werden die Ärmsten der Armen ohnehin tagtäglich systematisch ausgesaugt. Selbst die Kirchen und karitativen Verbände geben heute zu, daß die »Entwicklungshilfe« zum Beispiel der BRD nichts ist als Förderung der BRD-Exporte, und daß in Wirklichkeit für Privatunternehmen und Bundeshaushalt das sich verschlimmernde Elend der Massen in der »3. Welt« ein großartiges Geschäft ist.

Nach dem Wirtschafts-Gipfel der sieben größten Räuber in Toronto war klar, daß nicht einmal aus der angekündigten Geste gegenüber den Ärmsten der Armen etwas wird. Entgegen den publikumswirksamen Ankündigungen Kohls ist im Schlußkommuniqué die Rede davon, den ärmsten Ländern allenfalls einige Prozente der *Erhöhung* des Schuldendiensts zu erlassen. Und auch das nur, wenn sie sich »vernünftiger« verhalten und dem IWF zu Kreuze kriechen, dessen Forderungen immer dasselbe Strickmuster aufweisen: Die wenigen Sozialausgaben noch mehr zusammenstreichen, Bildung und Krankenversorgung noch weiter verschlechtern, die Einkommen der abhängig Beschäftigten und der Bauernfamilien noch weiter senken, alles in den Export stecken, um Devisen für den Schuldendienst zu erhalten. Kanzler Kohl fügte eine weitere Bedingung hinzu: Die Regierungen der armen Länder sollten sich gefälligst ökologisch verantwortlicher verhalten! Und als Beispiel erwähnte er die drohenden katastrophalen Folgen des Raubbaus an den tropischen Regenwäldern!

Die politischen Kräfteverhältnisse in der Bundesrepublik bestimmen das Niveau der Debatte. Nach Angaben des »Worldwide Fond of Nature« (WWF) vom Februar dieses Jahres sind die EG-Länder mit einem Anteil von 40 Prozent nach Japan die zweitgrößten Tropenholzabnehmer. Allein für die Bundesrepublik wird jedes Jahr ein Dschungelgebiet von der Ausdehnung Hamburgs zerstört. Nach Angaben der Weltbank wird eine Fläche von 50.000 Quadratkilometern Regenwald – das entspricht der Hälfte des

DDR-Territoriums – für den Export abgeholzt. Bundesdeutsche Firmen wie Feldmayer, Danzer, Holimex und Introp sägen kräftig mit. Malaysia, die Philippinen, Indonesien, die Elfenbeinküste und Gabun bestreiten 80 Prozent des Gesamtexports an tropischem Laubholz und sind die wichtigsten Lieferländer für die EG. Einer WWF-Studie zufolge lagen 1974 bereits 62 Prozent, 1983 82 Prozent der »Waldnutzung« in Gabun in »europäischen Händen«. Den Vorschlag des Vorsitzenden der

UN-Umweltorganisation UNEP, Mostafa Tolba, wenigstens einen Umweltzuschlag auf die Preise von Produkten aus Tropenholz einzuführen, lehnte die Bundesrepublik ab.

Der Kreis schließt sich also auch hier; es ist ein Kreis der Heuchelei. Dem fortgesetzten Raubbau an Menschen und natürlichen Lebensgrundlagen durch den Imperialismus folgt die Verhöhnung der Opfer. Die Fortführung der Schuldeneintreibung mit ihrer Anheizung des Export-Drives der abhängigen Länder untergräbt auf allen Ebenen jede Möglichkeit, der Unterentwicklung zu entrinnen. Auch der BRD-Imperialismus ist da nicht zur geringsten Lockerung bereit. Dabei kann die BRD, was Entschuldung betrifft, auf eigene gute Erfahrungen zurückgreifen. Im Londoner Abkommen von 1953 verzichteten ihre Gläubiger auf einen wesentlichen Teil der bundesdeutschen Nachkriegsschulden. Die Operation ist offenbar weder den Gläubigern noch dem bundesdeutschen Kapital und seiner Wirtschaft schlecht bekommen. Biblisch könnte nun die Forderung abgeleitet werden: Wie dein Herr an dir getan, tu an deinem Knecht; und wir hätten einen schönen Schluß.

Doch die Haltung der imperialistischen Banken und Konzerne – und damit auch ihrer Handlanger in der Politik – gegenüber den Armen der Welt ist vom Kalkül bestimmt: Weiter herauspressen, was geht. Alle Maßnahmen wie Umschuldungen, Streckungen, Teil-Erlasse (wenn sie überhaupt stattfinden) zielen ausschließlich darauf ab, die Zahlungsfähigkeit der Schuldner zu erhalten. Allenfalls spielt noch die Befürchtung eine Rolle, daß die Herrschenden in einigen wichtigen abhängigen Ländern die Lage nicht mehr unter Kontrolle behalten und Revolutionen die imperialistische Ausplünderung beenden könnten. Vollständige Schuldenstreichung ist der unabdingbare erste Schritt weg von der jahrhundertelangen Ausbeutung der Armen der Welt; aber das Kapital muß dazu *gezwungen* werden. Niemand soll in den imperialistischen Metropolen sagen können, er habe »nichts gewußt« oder der einzelne »hätte nichts machen« können. Auch Duldung ist Mittäterschaft.

Konkret 09/88, S. 22

Klaus Marquardt

AIB = Alles in Bewegung

Von der marktgerechten Umgestaltung des publizistischen Antiimperialismus

»Liebe Leserinnen und Leser, sicher ist *auch Ihnen* die neue Aufmachung des AIB ins Auge gefallen«, beginnt das Editorial einer neuen Zeitschrift, die behauptet, im 19. Jahrgang zu erscheinen. Nicht, daß mir das Erwähnte *nicht* ins Auge gefallen wär' – das wasch' ich mir mit der Lachträne wieder hinaus. Nein, daß es *auch* mir ins Auge gefallen sein soll, läßt gewisse Zweifel keimen an einer Redaktion, die ihre Zeitschrift veröffentlicht und erstaunt feststellt, daß sich die Aufmachung verändert hat, und dann die LeserInnen fragt, ob es denen *auch* aufgefallen ist. »Sie werden sich fragen, was wohl *dahinter* steckt.« Hinter der Aufmachung? Nicht mehr das AIB?

»Nun, zunächst einmal« kam alles »nicht aus heiterem Himmel«. Was heißen könnte: als Wetterumschwung aus dem Osten, hier aber nur meint, daß die Redaktion »schon im Herbst vorigen Jahres« damit begann, *»scheibchenweise* das *Lay out zu* verändern«. Scheibchen für Scheibchen – und bietet somit das seltene Bild einer Reduktion, die, von *sich selbst* eine Scheibe meint abschneiden zu können und verbergen will, daß es von ihrem eigenen Fleisch und nicht *Layout* ist. Doch sie stieß »sehr bald *auf* die Grenzen« ihrer *»Gestaltungsmöglichkeiten«.* Wäre die Redaktion *an* ihre Grenzen gestoßen, hätte dies immerhin bedeutet, daß sie sich an der Gestaltung *versucht* hat. *Auf* Grenzen allerdings stößt man etwa beim Spazieren oder: wenn man nach ihnen sucht, oder: wenn man bei höheren Instanzen nachfragt, wie weit man denn mit der Gestaltung gehen dürfe. *An* die Grenzen stieß die Redaktion sehr bald: ihrer *Sprachmöglichkeiten.* »Zweifarbigkeit ... und das Belassen von *Lay* out, Umbruch bei der Redaktion *macht es uns im übrigen nur möglich, das niedrige Preisniveau zu halten«.* Ach, manchmal sind die kleinsten Stolpersteine hoch genug, um geistige Riesen sich den Kopf dran stoßen zu lassen, und wo hier das eine *Wort* »nur« untergebracht ist, fassen *Sätze* kaum. Ausgedrückt sollte wohl werden, daß *nur* gewisse Maßnahmen das niedrige Preisniveau ermöglichen, aber ausgedrückt *wurde,* daß es der Zeitschrift im neuen Gewande *nur* gelungen sei, das niedrige Preisniveau zu halten, keines der anderen.

Ja, ganz unmißverständlich wird eine Absage an *jedes* inhaltliche Niveau ausgesprochen, wenn »es gilt, die Zeitschrift *stärker an vorherrschende Medien- bzw. Lesegewohnheiten anzunähern«.* Die Redaktion möchte zwar nicht »auf *Originalität* verzichten«, auf *Originalität* anscheinend aber schon. (Obwohl die phantasievolle Wortschöpfung auf denselben Stamm, der auch *Orgie* oder *Orgasmus* trägt, noch hoffen ließe – wenn nicht der ganze Text den Eindruck vermittelte, was er an Vernünftigem übrig gelassen hat, sei den Druckfehlern geschuldet.) *Einerseits* gilt es, die Zeitschrift dem Zeitgeist anzupassen, *»andererseits ...* bedarf es ... einer *auf den ersten Blick eingängigeren* Produktbezeichnung«. Es genügt nicht, keinen Gedanken zu haben, man muß auch unfähig sein, ihn abzukürzen. Denn nun nähern wir uns dem Kern der In-eigener-Sache: Daß hier eine Zeitschrift ihren Namen ändert? Nein wie sie das begründet! Daß hier ein Blättchen sein Äußeres wechselt? Nein, wie es sein Inneres als längst Preisgegebenes enthüllt!

Wie haben sie nun ihre Ware ausgezeichnet? Der »Hauptgegenstand unserer Berichterstattung, die Dritte Welt, (ist) in den Vordergrund gerückt« und das, als was die Zeitschrift sich 19 Jahre hindurch ausgegeben hat, vermutlich aber kein *Hauptgegenstand* war, nämlich: »AIB hingegen kleiner gehalten«. Etwas bedeutet hat »AIB« schon lange nicht mehr, die Redaktion schimpft's ein »Traditionssymbol« und behält's auch nur deswegen: »Unseren StammleserInnen geht damit das AIB nicht *ganz* verloren.« Auf die kommt es aber gar nicht mehr an, die Redaktion hat die *»Neuadressaten«* im Visier – das sind die mit den vorherrschenden Lesegewohnheiten. Den Neuadressaten nun »versperren die *vormalige Übermächtigkeit des Kürzels AIB* und die *umständliche Erläuterung, einstmals Antiimperialistisches Informationsbulletin,* nicht mehr länger den Zugang«. Es wäre ja möglich, daß die Neuadressaten – das sind die mit dem modernen Mediengeschmack – noch nicht gemerkt haben, daß das übernächtigte »AIB« nichts mehr abkürzen soll. Ihre Zurückhaltung in diesem Fall könnte ich aber gut verstehen. Ich würde mich auch hüten vor einem umständehalber geläuterten, einstmals antiimperialistischen Informationsbulletin. Doch jetzt, um niemandem eine weniger *eingängige Bezeichnung* aufzudrängen, wird selbst im Impressum getilgt, was *auf den ersten Blick* stören könnte. Dort heiß es lapidar: »Gegr. 1970 als AIB.«

Den Neuadressaten, »in der Dritte-Welt-Szene, unter Friedenskräften und sozialen Bewegungen ... *hat* das AIB in den letzten Jahren schon eine stärkere *Öffnung,* Kooperation und Diskussionsbereitschaft *angezeigt«.* Ach, die Sprache, die sie aufschütteln wollen, daß niemand des Kaisers neue Kleider erkenne, sie schlägt zurück. Wenn vorhin ein einzig' Wort schon Sätze wert war, so dieser Satz ganze Dissertationen über Parteigeschichte. Da ist zunächst dieses schöne, urrussische deutsche Lieblingswort *Öffnung,* und es ist höchstens erstaunlich, daß es erst jetzt fällt. Aber man hat mit ihm, mit Ihr! noch seine Schwierigkeiten, der Umgang ist noch ungeübt, und erleiden tut's die Grammatik, wie immer. Sagen *wollte* die Redaktion, daß sie bereits Öffnung *gezeigt hat,* was in der heute ideologisch so beweglichen Zeit auch durchaus *angezeigt ist.* Daß sie nun die Formulierung wählt: *angezeigt hat,* mag nicht nur auf den Wunsch zurückzuführen sein, beides miteinander zu verknüpfen, sondern auch auf die Erkenntnis, daß das Gesagte so gar nicht stimmt, daß sie zwar gerne Diskussionsbereitschaft *gezeigt hätte,* wenn nur irgendwer der *Anzeige* aufgesessen wäre, oder vielleicht auch darauf, daß

sie Kooperationswilligkeit mit (damals noch) Nicht-Adressaten unerbittlich *angezeigt hätte,* da jene noch nicht *angezeigt war* ... – und all' dies in einen Satz gestopft!

Und das – nennen wir es: *Flachheit* – »soll *vertieft* werden, *... ohne an der Kritik des Neokolonialismus Abstriche zu machen«.* Das mache ihnen mal einer nach! oder besser: Das machen sie mir erst einmal vor! Was die Redaktionellen dafür »allerdings dringend brauchen, ist eine stärkere *mitgestaltete Kritik«:* Öffnung und Diskussionsbereitschaft, schön und gut, aber alles muß auch mal ein Ende haben! Sollen die Neuadressaten etwa zu *Neuadressanten* werden und *mitgestaltende Kritik* äußern dürfen? Aber bewahre, so etwas wäre nur als Druckfehler denkbar, und so schnell kann man ja das »Neue Denken« gar nicht einüben, als daß alles sofort gelingen tät'! Zuallererst übe man sich aber in der »Alten Sprache«, bevor man an mich mit dem unsittlichen Anliegen heranzutreten versucht: »Vielleicht *gibt* Ihnen die neue Verpackung A*nstoß* dazu.« Von dieser Redaktion lasse ich mir so ohne weiteres gar nichts *geben,* A*nstoß nehme* ich höchstens: an einer »Dritte Welt Zeitschrift«, die einen Doktrinwechsel zur *Layoutfrage* retuschiert. An einer Redaktion, die sich zwar endlich von *ihrem* Konzept des »Antiimperialismus« verabschiedet, bloß: wieder auf Geheiß und, um Himmels willen, in welche Richtung?! Und an einem Kollektiv, das – selbst der Sprache kaum mächtig – dies nur deshalb unternimmt, weil der Begriff den Leuten, die der Imperialismus nicht stört, beim Lesen *Unbequemlichkeiten* verursachen könnte! Was mir die neue Verpackung allerdings *gegeben* hat, ist: einen Anlaß – zu überlegen, was »AIB« denn nun wirklich heißen könnte. Wahrscheinlich: *Alles in Bewegung.* Aber wohin?

Konkret 09/88, S. 24

Andreas Herzau

Nachrichten

Fidel Castro, Staatspräsident und Generalsekretär der Kommunistischen Partei Kubas, wird im September nicht nach Westberlin reisen, um an den geplanten Kongressen, Aktionen und Kundgebungen gegen das Treffen des **Internationalen Währungsfond (IWF)** und der **Weltbank** teilzunehmen.

Die GegnerInnen, die doch nach Westberlin reisen werden, haben sich noch nicht definitiv einigen können, ob der IWF nun angegriffen, zerschlagen oder gestört werden soll. Dafür weiß der westberliner Senat, besonders Innensenator Kewenig, was er mit den zu erwartenden Störenfrieden zu tun gedenkt. So verdichten sich die Gerüchte, daß alle Personen, die bei den Kreuzberger Festen am 1. Mai 1987 und 1988 festgenommen wurden und nun eine Anklage wegen Landfriedensbruch, Widerstand gegen die Staatsgewalt und Körperverletzung bekommen haben, nach dem **Allgemeinen Sicherheits- und Ordnungsgesetz** (ASOg), für die Woche des IWF-Treffens in Vorbeugehaft genommen werden sollen. Vielleicht können sie für diese Zeit politisches Asyl in der DDR beantragen, um der Kasernierung in Moabit zu entgehen.

Mit einer Auftaktaktion in Westberlin versuchte sich schon im August das **»Komitee für einen flammenden Widerstand gegen die IWF-Tagung«** In letzter Sekunde ist dann doch nicht so recht etwas daraus geworden, denn der Brandsatz, der das Haus eines Vorstandsmitgliedes der »Kreditanstalt für Wiederaufbau« getroffen hat, wollte nicht zünden, und der Villa blieb ein Wiederaufbau erspart. Anlaß für diesen Angriff sind die Aktivitäten dieser Bank, die die Entwicklungs- und Kapitalhilfe der BRD abwickelt.

e Damit der internationale antiimperialistische Kampf nicht länger durch Sprachbarrieren behindert wird, können nun auch die deutschsprachigen Kaffeezupfer, Brigadisten und Brigadistessen die Zeitung der Sandinisten, **»Barricada International«,** lesen. Bislang erschien die Zeitung nur in spanischer und englischer Sprache. Abonnements können beim »Verlag im Hof«, Sebastianstraße 40, 5300 Bonn I, bestellt werden.

Um die Beseitigung des weltweiten Hungers bemüht sich die New Yorker Hilfsorganisation »Hunger Project«. Vor zwei Jahren hat nun diese Organisation auch einen Preis eingerichtet: den **»Afrika Preis für Führerschaft«** Dieses Jahr erhält ihn der Führer des Volkes von Zimbabwe, **Robert Mugabe,** der nun nicht mehr Hunger leiden muß, ist doch der Preis mit 100.000 Dollar dotiert.

Der Führer des Landes, in dem Menschen noch Weiße und die Schwarzen noch Neger sind, hatte Reformen angedroht. Nun ist es soweit: In ganz Südafrika ist die **Rassentrennung in den Vorortzügen** aufgehoben worden, während in den 120 Intercityzügen des Landes die Apartheid weiterbesteht. Ein Sprecher des Transportministeriums sagte allerdings, es werde auch bei diesen Zügen über das Ende der Rassentrennung nachgedacht. Bedenken äußerte er nur wegen der Tatsache, daß in diesen Langstreckenzügen übernachtet werde »und die Leute dann in denselben Abteilen zusammen übernachten müßten«. Dies ist natürlich eine schreckliche Vorstellung, vor allem, wenn der Zug durch einen Tunnel fahren würde und das in der Nacht.

Wg. Apartheid gibt es den Boykott südafrikanischer Waren. Dieser zeigt nun erste Wirkungen, wie eine Studie der Außenminister des Commonwealth zeigt. Demnach hat der Handelsboykott zu einem **Rückgang der Exporte Südafrikas** geführt: 1987 sieben Prozent weniger als im Vergleich zu 1985.

Noch weniger Schwierigkeiten hat das Rassistenregime mit dem Import. Vor allem, wenn es sich dabei um Blaupausen für U-Boote handelt. Nach Angaben des **Vizeadmirals Syndercombe, Chef der südafrikanischen Marine**, kommt es nun aber zu einer Verzögerung beim Bau dieser U-Boote. Er ließ sogar durchblicken, daß sein Land den Bau von neuen U-Booten »auf unbestimmte Zeit« verschoben hätte. Wie geheime Vereinbarungen mit den Firmen HDW und IKL zeigen, liegt die Ursache aber nicht an der minderen Qualität der Blaupausen: »Ein Prozeß des Ausstreuens gezielter Desinformationen ist nötig, um den Eindruck zu erwecken, daß sich die Bauphase dieses Projekts auf unbestimmte Zeit verzögert habe... IKL und HDW werden gebeten, Einzelpersonen in der westdeutschen Regierung zu informieren und ihnen zu versichern, daß diese Vorgehensweise gewählt wurde, um jedes nur denkbare Risiko auszuschalten; es soll diesen Personen versichert werden, daß das Programm tatsächlich nicht verzögert wird, daß im Gegenteil die Hoffnung besteht,

daß die Bauphase sogar noch beschleunigt wird.«

Philip Smith, 33, Engländer, starb im Juni, als er bei Koblenz vom Rheinfelsen »Rittersturz« fiel.

John Smith, 65, Engländer, Vater von Philip Smith, bekam im August von bundesdeutschen Behörden den Leichnam seines Sohnes zugestellt, allerdings ohne Kopf, denn dieser würde nach Angaben der Behörden noch zur Klärung der Todesursache benötigt.

Amtlich und schwer deutsch gebärdet sich auch der Landeskonservator Nordrhein-Westfalens. Er ist zuständig für die Renovierung der ehemaligen **Dienstvilla des Nazigauleiters Robert Ley** in Königswinter, die dem pakistanischen Botschafter als Residenz dient. Als die mit Hakenkreuzen versehenen Fenstergitter entfernt werden sollten, ließ der Landeskonservator diesen Teil der Renovierung stoppen, denn »aus denkmalpflegerischer Sicht« bestehe zur Entfernung der Hakenkreuze keine Veranlassung.

Douglas Hurd, britischer Innenminister, hat neulich einen Brief erhalten, in dem gegen die Pläne eines britischen Ärzteteams aus Dulwich, bei London, protestiert wird. Unter der Leitung von Professor Michael Bewick soll in einer dreijährigen Testphase das Transplantieren von Schweineorganen in den Menschen geübt werden. Gedacht wurde dabei an Schweineleber, -nieren und -herzen. Die Zustimmung der ethischen Kommission der Klinik von Professor Bewick liegt schon vor. Jetzt fehlt nur noch die Erlaubnis des Innenministers. In dem Protestschreiben, welches der Minister erhalten hat, heißt es, der Gedanke an **das Schwein im Menschen** sei »ein abscheulicher Horrorfilm«. Absender des Briefes sind britische Tierschützer.

Douglas Hurd, britischer Innenminister, meinte neulich, man müsse »kühn und phantasievoll« nachdenken. Nachgedacht hat er, über das Problem der ständigen Überbelegung der britischen Untersuchungsgefängnisse und ist zu dem kühnen Gedanken gekommen, die Untersuchungsgefängnisse zu privatisieren, um mit den **Anforderungen des Gefängnissystems** fertig zu werden. Großbritannien hat die meisten Gefängnisinsassen Westeuropas.

Andere Probleme hat die Polizei in London. In der dortigen U-Bahn wurden in den ersten sechs Monaten dieses Jahres 3600 Taschendiebstähle und 600 Überfälle gemeldet, bei denen immer nur die Diebe ihr Geschäft machten. Jetzt können auch die **U-Bahn-Musikanten** davon profitieren. Bislang wurden sie von der Polizei erbarmungslos aus den U-Bahnschächten verjagt und mit Bußgeldern bis zu 150 Mark bestraft. Nach der enormen Zunahme der Kriminalität in den Gängen der U-Bahn, sollen nun die Musiker an strategisch wichtigen Punkten als Aufpasser dienen und bei wichtigen Hinweisen sogar belohnt werden.

In den USA sterben jedes Jahr ca. 22.000 Menschen an den Folgen allgemeiner Schießwut Insbesondere Einbrecher, oder die, die dafür gehalten werden, sind Ziel solcher Attacken. So kommen auf jeden »Einbrecher« sechs »versehentlich erschossene«.

Auch in Brasilien kommt die Menschenjagd wieder einmal mehr in Mode. Die Opfer sind dort überwiegend linke Gewerkschafter, die gegen Geld im Auftrag von Unternehmern und Großgrundbesitzern erlegt werden. Allein im vergangenen Jahr waren es 350 Gewerkschafter. **Für die Ermordung unliebsamer Bürgerinnen** kursieren mittlerweile regelrechte Preislisten. Für einen toten Gewerkschafter muß ein Unternehmer schon 1213 Dollar investieren, bei einem »Normalbürger« hingegen nur 121 Dollar. Der Tod eines Gemeinderates oder Anwalts kostet 2427 und der eines Priesters 4854 Dollar.

Linke Gewerkschafter machen auch der Volkswagen AG in Wolfsburg Probleme. Denn in Madrid hat die **anarchistische** Gewerkschaft CNT in der größten »Seat«-Fabrik die Betriebsratswahlen gewonnen. Das Werk wurde vor kurzem von der Volkswagen AG übernommen. Die anarchistische Gewerkschaft nutzte in ihrem Wahlkampf die Unzufriedenheit vieler Seat-ArbeiterInnen mit den von VW geschickten bundesdeutschen Führungskräften aus. Nach Meinung der ArbeiterInnen seien diese »arrogant und ungebildet«.

Noch eine Meldung. Der Protest gegen die Wiederaufbereitungsanlage bei Wackersdorf hat zwei Beamten den Arbeitsplatz gekostet. Sie wurden bei ihrer **Tätigkeit als Polizisten** so schwer verletzt, daß sie nun in den vorzeitigen Ruhestand

versetzt wurden.

Fast zur gleichen Zeit meinte der Bürgermeister von Salzburg, daß Hans Schuierer, 57, SPD-Landrat in Schwandorf bei Wackersdorf eine **»Symbolfigur des Widerstands«** gegen die atomare Wiederaufbereitungsanlage sei und überreichte Schuierer den Ring der Stadt Salzburg.

Jetzt ist es amtlich: Der Zweck von Badetüchern kann ebensogut durch **Handtücher** erfüllt werden. Daher gehören Badetücher nicht zum notwendigen Bedarf einer Sozialhilfeempfängerin. Dies hat die 5. Kammer des Verwaltungsgerichts in Arnsberg in einem Urteil gegen eine 26jährige Sozialhilfeempfängerin entschieden. Vielleicht könnte der Zweck von Sozialhilfe auch durch Sterbehilfe erfüllt werden. Wer weiß?

Charles Hernu, 65, Bürgermeister von Villeurbanne und **ehemaliger Verteidigungsminister** Frankreichs, ist wieder Verteidigungsminister – in einem Spionagefilm des Regisseurs Alain Nahum. Dieser zeigte sich begeistert: »Die Szenen mit Herrn Hernu klappten auf Anhieb.« Die Sprengung des Greenpeaceschiffs vor Neuseeland auch. Damals, als er noch Verteidigungsminister war.

Friedrich Kurz, **Schwabe mit Wohnsitz in London,** plant Großes im Hamburger Schanzenviertel, das größte Operettenhaus Europas (2000 Sitzplätze). Alle haben sie mitgespielt, um dieses Projekt zu ermöglichen: der Senat, die Banken und die Behörden. Nur die BewohnerInnen des Stadtviertels in Hamburg wollen nicht so recht mitmachen und formen ihren **Protest zum Widerstand** Zwischenzeitlich gab es einige sozialdemokratische Vermittlungsversuche, die Friedrich Kurz aber ablehnte, denn, so erinnerte er sich, die Israelis würden auch nicht mit Terroristen verhandeln. Was er damit wohl gemeint hat?

Erwin F Dario, Deutscher italienischer Abstammung, saß neulich mit Freunden zusammen und blätterte in alten KONKRET-Heften. Bei einer Meldung blieb er hängen: »Erwin F. Dario, Deutscher italienischer Abstammung, las: 'Radio Eriwan ist an Glasnost gestorben', lachte und ging.« Die alten Witze sind eben die besten.

Es heißt, daß auch **Bronislaw Swatilow**, 44jähriger Stahlkocher im Orsk-Chalilower Kombinat (Gebiet Orenburg) gemeinsam mit Ludmilla Swatilowa bei diesem Treffen anwesend war. Diese Meldung konnte allerdings nicht bestätigt werden.

Konkret 09/88, S. 26

Michael Stamm

Tanz den Gorbatschow

Das Streitgespräch über »Neues Denken«, Gremlizas Kolumne »Newthink und Adabei« (KONKRET 7/88) und Thomas Rothschilds Artikel »Weiter? Weiter? Weiter?« (KONKRET 8/88) legen dem Hamburger GALier Michael Stamm den Gedenken nahe, »daß die Verbindung von Idealismus und Eitelkeit dumm macht«

Noch einmal habe ich die Ausgaben der Prawda der letzten Wochen durchgeblättert, um meinen Fehler zu entdecken. Viele Unterstreichungen. Anmerkungen. Im vor mir liegenden längeren Artikel »Die Sowjets gestern und heute« (26.7.88) berichtet W. Ljubizki von zahlreichen Informationen an die Redaktion, »die die Anhängselsituation der Sowjets in der Gesellschaft demonstrieren.«

Die Sowjets als Anhängsel in der Sowjetunion! »Wenn jemand in die Sprechstunden eines Deputierten kommt, erkennt er dessen völlige Machtlosigkeit und ärgert sich über die nutzlos vertane Zeit.« (...) »Heutzutage widerspricht der Autorität der Sowjets die Diktatur der Behörden, der willkürliche Führungsstil der Parteikomitees und das schmerzhafte Geschwür in den staatlichen Gremien selbst – die unmäßig aufgeblähte Exekutive.« Was läßt sich dagegen tun? Reicht die Umsetzung der Resolution der 19. Parteikonferenz der KPdSU zur Reform des politischen Systems oder sind weitere Überlegungen, Garantien etc. erforderlich? Ljubizki untersucht diese Fragen gründlich. Eben so gründlich haben viele seiner Autorenkollegen vor und nach der Konferenz das propagierte »Pachtsystem« für die Landwirtschaft, einige Auswirkungen der »Selbstfinanzierung«, den falschen Umgang mit »eigenwilligen Persönlichkeiten«, die Folgen der Kommandomethoden in Vergangenheit und Gegenwart etc. aufrüttelnd und klügermachend diskutiert.

Sage ich. Mein Fehler? Ich nehme diese Auseinandersetzungen ernst und empfehle dringend ihr *Studium.* Thomas Rothschild dagegen sieht in der deutschen Ausgabe der Prawda schlicht einen öffentlichkeitswirksamen Trick. »Und da nur die Schlagzeilen gelesen werden, bewundert jeder die Häufigkeit, mit der Glasnost und Perestroika diskutiert werden, ohne zu bemerken, daß das eben in jener phrasenhaften, verlogenen Deklarationssprache geschieht, in der seit einem halben Jahrhundert die von oben verordnete Politik kommentiert wird.« (KONKRET 8/88) In der Rothschildschen Nacht sind alle Katzen grau. Der Mann schwärmt so sehr von der »Utopie der allseits entfalteten Persönlichkeit«, daß er Politik, Aufsätze etc. so weit »von oben« betrachtet, daß er immer nur das wiedererkennt, was er ohnehin schon weiß: »Der Sozialismus sowjetischer Prägung (...) ist kein Sozialismus (...).« Ich teile diese Einschätzung im *Ergebnis.* Ebenso das Urteil, daß es ein Armutszeugnis für siebzig Jahre »sozialistischer Erziehung« ist, wenn ein Song von Modern Talking die sowjetische Hitparade anführt, die Leute also, »wenn sie nur dürfen, wie sie wollen, so ziemlich den größten Schwachsinn kaufen.«

Nur – was sagt das über die von Michail Gorbatschow initiierte und inzwischen von der KPdSU weitgehend geteilte Einsicht in die Notwendigkeit einer Umgestaltung der Sowjetunion aus, deren bereits praktisch werdende Tendenz T. Rothschild nicht mal ansatzweise darstellt? Warum schreibt er nichts von der Kritik an und der Warnung vor der »Gruppe Pamjat« durch sowjetische Medien und (selbst) den KGB? Ganz einfach: Weil es ihm nicht in sein antisowjetisches Weltbild paßt! Das wirkt sich »leider« auf seine »Argumente« aus. Er hat keine. So ist es nichts als »differenzierte« Angeberei, wenn er schreibt: »Noch steht nicht fest, wohin die Reise geht: in Richtung eines wirklichen Sozialismus (wie ihn etwa der Prager Frühling anstrebte), in Richtung einer bürgerlichen Demokratie (oder wenigstens einzelner demokratischer Freiheiten) oder in Richtung einer klerikalfaschistischen Ordnung.« Also: Sozialismus, bürgerliche Demokratie oder Faschismus. Gibt's noch was anderes, hab' ich mich gefragt, als ich das gelesen habe. Nein. Und so hat T. Rothschild alle Möglichkeiten aufgezählt, die es vor jeder Analyse gibt und dies als Urteil über die Sowjetunion ausgegeben. Ehrlich wäre dagegen die folgende Aussage gewesen: »Ich weiß noch nicht, was in der Sowjetunion los ist. Bevor ich darüber rede, will ich mich sachkundig machen.«

Doch das ist T. Rothschilds Sache nicht. Reaktionär wird sein Beitrag da, wo er in andeutungsvoll-assoziativer Manier vorgibt, doch noch eine von Wissen bestimmte Antwort auf die Frage »Sozialismus, bürgerliche Demokratie oder Faschismus« zu geben: »Wer die Geschichte Rußlands kennt«, (T. Rothschild natürlich), »wer weiß, welche Traditionen ausgeprägt und welche unterentwickelt waren, kann sich die Wahrscheinlichkeiten ausrechnen.« Nein, düster ist der Sinn dieser Rede nicht. Wahrscheinlich ist, das teilt der Experte in russischer Geschichte dem Teil der Leser mit, der sich »nicht so gut auskennt« und deshalb gläubig zu ihm aufschauen soll, daß alles ein böses Ende nimmt. Die Russen, – was fallt einem da nicht alles ein: Zarismus, Stalin, religiöse Mystik, Rückständigkeit, asiatische Despotie, Nationalismus, keine Teilhabe an der europäischen Freiheit und Demokratie, Volksseele, Mütterchen Rußland etc. Die Russen sind zur Unfreiheit verdammt!

Der Rest des Beitrags ist eitel, oberflächlich und banal. Sein mangelndes Wissen kaschiert T. Rothschild mit »kritischen« Anmerkungen zu McDonalds und Pepsi-Cola in der Sowjetunion, und obwohl er weiß, daß trotz der öffentlichen »Begeisterung« für Glasnost und Perestroika »jeder (...) etwas anderes damit (meint)«, ist ihm das kein Anlaß, die unterschiedlichen Gründe dieses »Meinens« wirklich zu untersuchen. Stattdessen fabuliert er, »merkwürdige Koalitionen«

kämen »da zustande«, um diese Behauptung im gleichen Satz mit der Frage ad absurdum zu führen, »ob *wirklich* alle dasselbe meinen (...).« Wer hatte das behauptet? Nur er selbst mit seinem Koalitionsgerede! Indem er den Befürwortern der Perestroika vorwirft, sie fragten »nicht so genau nach, was Gorbatschow eigentlich will«, unterstellt er einerseits, daß dies eine wichtige Frage für die Beurteilung der sowjetischen Entwicklung ist. Andererseits widmet er der Beantwortung dieser Frage nicht nur keinen einzigen Gedanken, sondern gerät geradezu in Panik, wenn er an die Rolle des Generalsekretärs der KPdSU denkt. Müsse es einem, – so verwandelt er seine spießerhaften Ängste in eine allgemeine Norm – , »der es ernst meint mit sozialistischer Demokratie, nicht unheimlich sein, wenn alles auf die eine Person Gorbatschow setzt, die dem Volk die Demokratie bringen möge, wie Stalin und Chruschtschow, jeder auf seine Art, einst den Kommunismus zu bringen versprachen?«

Wie gesagt, in der Nacht sind alle Katzen grau, und die Differenz wird für T. Rothschild erst dann wichtig werden, wenn er mal bei Tageslicht ganz hinschaut und die eigenen Vorurteile dem dann Gesehenen unterzuordnen bereit ist. Vielleicht gelingt ihm dann sogar die Überwindung der falschen Haltung zu den bundesdeutschen »Kommunisten«, die jahrelang gebetsmühlenartig die »Errungenschaften« des »realen Sozialismus« gefeiert haben und inzwischen zu Anhängern von Glasnost und Perestroika geworden sind. Natürlich besteht die Gefahr, daß ein alter durch einen neuen Glauben ersetzt wird. Ob das im konkreten Fall so ist, läßt sich jedoch aus dieser abstrakten Möglichkeit nicht ableiten. Deshalb ist T. Rothschilds Haß auf den ehemaligen Chefredakteur der DKP-nahen Zeitschrift »Kürbiskern« blind. Denn wieso folgt aus F. Hitzers *heutiger* Kritik des sowjetischen Zensursystems, »dessen Kritiker er *früher* als Hetzer denunzierte«, daß er ein »Heuchler« ist? Könnte er seine Auffassung nicht tatsächlich geändert haben? Nein! F. Hitzer *kann* sich – wie die Sowjetunion – *nicht* »zum Besseren« ändern, – *das* ist die »humane« Botschaft des Thomas Rothschild.

In KONKRET 3/1987 kommentierte Hermann L. Gremliza die hiesige Gorbatschow-»Begeisterung« so: »Gorbatschow will erstens viel weiter gehen, als - seine neuen Jünger im Westen hoffen, und zweitens ziemlich genau in die entgegengesetzte Richtung.« In welche Richtung, das stand für ihn außer Frage. Die Wiedergewinnung »bolschewistischer Kühnheit und die Wiederentdeckung Lenins« sah er am Werk – mit begeisternden Folgen für die antikapitalistischen Kräfte des Westens: »Revolutionäre Theorie bekommt endlich wieder Luft«. Bei einem Erfolg der Politik Gorbatschows sei abzusehen, daß »die mit einem auf die Tristesse des Ostens gerichteten Zeigefinger« ihre integrierende Wirkung auf die Arbeiter und die sozialen Bewegungen des kapitalistischen Westens verlieren müßten.

Knapp eineinhalb Jahre später diagnostiziert er dagegen die Konterrevolution in der Sowjetunion. Oder wie sonst soll man seine Klage verstehen, Lenin lande »im Geräteschuppen« und »die Führung der KPdSU« sei, wenn auch »mehr der Not gehorchend, (...) dabei, die Trutzburg der Weltrevolution zu schleifen (...)«? (6/88). Warum liegen Begeisterung und Katzenjammer so dicht zusammen bei Gremliza, der doch für solche Wechselbäder bei anderen nur kalten Spott bereit hält? Und warum argumentiert er so unlogisch? Denn wenn er noch 1987 Gorbatschows » Wiederentdeckung Lenins« feierte, dann war der ja wohl schon seit längerem versteckt – »im Geräteschuppen« oder so. Ich denke, darin besteht Einigkeit. Dann aber muß die Kritik Gremlizas am gegenwärtigen Kurs der KPdSU falsch sein. Oder sieht er, nach einem Salto mortale, nun doch eher in den Herren Breschnew und Co die »Bewahrer« des »Leninisrnus«?

Manche seiner Aussagen machen nur dann einen Sinn. So skizziert er etwa die Entwicklung vom »alten« zum »neuen Denken« als einen Prozeß mit Gorbatschow als negativem Höhepunkt, in dem das Ziel der Beseitigung ausbeuterischer Verhältnisse und der »Aufbau einer universalen Gesellschaft von Freien und Gleichen« immer mehr auf der Strecke bleibe. Das »alte« Denken beschreibt er, dessen Verlust beklagend, so: »Es verpflichtete zur Rolle der Weltbürgerkriegs-Partei, zur Führung und Förderung des internationalen Klassenkampfs, zum Verzicht auf schillernde Vielfalt materiellen und geistigen Konsums: 'Kriegskommunismus' (Stephan Hermlin, vorwurfsvoll).« Dagegen liege dem »neuen« Denken Gorbatschows das »ganz einfache Rezept zugrunde: Wir müssen eine billigere Außenpolitik betreiben« (7/88). (Er formuliert diese Kritik als Frage.) In diesem »antiopportunistischen« Bekenntnis zur wegen seiner internationalistischen Pflichten angeblich unvermeidbaren »Unattraktivität« des bisherigen Sozialismus besteht jedoch die entscheidende idealistische Crux des Gremlizaschen Denkens. Praktisch war die Sowjetunion niemals die »Trutzburg der Weltrevolution«, sie konnte es nicht sein, und es wäre eine (nicht nur) selbstzerstörerische Katastrophe, würde sie den in der These von der »Weltbürgerkriegs-Partei« enthaltenen abstrakten Antiimperialismus zur Maxime ihres Handelns machen.

Gremlizas Auffassung entspricht in ihrem puren Heroismus dem Idealismus der bürgerlichen Revolution in Frankreich, deren einseitiger und gerade dadurch »vollendeter (...) politische(r) Verstand (...) an die Allmacht des Willens (glaubte)« (Marx) und sich blind über dessen gesellschaftliche »Schranken« hinwegzusetzen suchte. Sie ist zudem in wahrheitswidriger Weise apologetisch gegenüber dem »realen Sozialismus«. Betrachten wir ein paar Unterstellungen und falsche Schlüsse, die in diesen Überlegungen enthalten sind.

1. Ohne die »internationalistischen Verpflichtungen« gäbe es in der SU eine »schillernde Vielfalt materiellen und geistigen Konsums«. Das ist falsch, denn es unterschlägt die erheblichen gesellschaftsinternen Gründe für deren »Ausbleiben«. In der UdSSR werden sie heute analysiert und offen diskutiert.

2. Selbst wenn die Unterstellung richtig wäre, bestünde gerade in der schrittweisen Entwicklung der genannten »Vielfalt« bei gleichzeitiger (auch institutionell »gesicherter«) Wiederherstellung der Macht der Sowjets (= Räte) eine weit wirksamere (indirekte) »Förderung des internationalen Klassenkampfs« als bisher. Schon jetzt sind amerikanische »Strategie-Zentren« unsicher wegen der neuen sowjetischen Politik: »Die Stärkung innerer Kräfte und der sowjetischen Wirtschaft durch einen Umbau könnten es Moskau ermöglichen, weiter in die Welt auszugreifen, und zwar ohne Anwendung militärischen Druckes oder gar kriegerischer Mittel« (»FAZ«, 9.7.88).

3. Im Abzug der Roten Armee aus Afghanistan sieht Gremliza »das erste unübersehbare Zeichen einer neuen Politik: des 'neuen Denkens' «, das er ablehnt. Sein Eiertanz zur Verteidigung des »alten Denkens« in diesem Zusammenhang ist aufschlußreich: »Vielleicht hätte sie nie dort einziehen dürfen.« Vielleicht? Warum nicht? Durch den Rückzug würden »die afghanischen Genossen dem Killer Hekmaktyar und seinen Glaubenskriegern« ausgeliefert. Er sagt das, obwohl er selbst – sibyllinisch – wohl eher auch für den Rückzug ist. Aber bitte auf keinen Fall grundsätzlich, sondern nur »als Korrektur einer falschen Entscheidung«. Wie tröstlich für die afghanischen Genossen, wenn sie den Killern um Hekmaktyar statt mit einer »versöhnlichen« mit einer »revolutionären« Entscheidungsbegründung ausgeliefert würden!

Zu guter Letzt erinnert er sich der Idee des Kommunismus, um Glasnost und Perestroika zu blamieren. Erst meint er, »das, was Gorbatschow als Gleichmacherei, Faulheit, Ineffektivität, Schlamperei denunziert«, sei »ja auch eine Errungenschaft des Proletariats: nicht so ausgebeutet zu werden wie bei General Motors oder bei Krupp.« Eine Seite später heißt es dann: »Es ist klar, es müßte in der Sowjetunion besser gearbeitet werden, qualifizierter, es müßte pünktlicher und in höherer Qualität abgeliefert werden(...).« Diese Pseudodialektik von »Errungenschaft und Mangel« ist sehr vorteilhaft für jemanden, der den Spruch: »Denken tät mir genügen« zu diesem Thema nur postuliert, aber nicht praktiziert. Sie erlaubt es Gremliza einerseits, vom gesellschaftlichen Grund des Mangels (= Errungenschaft) abzusehen und andrerseits, das Elemente von Wettbewerb und Markt beinhaltende Effektivierungskonzept der KPdSU als mit kapitalistischen Methoden geführten Angriff auf diese Errungenschaft (= Mangel) zu denunzieren.

Diese Haltung entspricht exakt der Kritik, die von »linksradikaler« Seite am Übergang zur Neuen Ökonomischen Politik (1921), der die Revolution gerettet hat, geübt wurde. Der komplizierte Fortschritt in der Wirklichkeit wurde als Rückschritt angegriffen, indem erstmal von der keineswegs sozialistischen Totalität des Kriegs»kommunismus« abgesehen wurde, um dann aus der Nichtexistenz des Handels etc. eine Tendenz zum Kommunismus »abzuleiten«, die durch die NÖP zerstört würde. Mit der gleichen Art von »Beweisführung« macht sich Gremliza objektiv zum Apologeten des bisherigen »realen Sozialismus« gegen dessen progressive Aufhebung – mit Karl Marx als vermeintlichem Zeugen.

Er beginnt zu träumen. Da gäbe es zur Erzeugung der »Motivation zur Arbeit (...) ja doch die Vorstellung, daß man in einer freien Assoziation von Produzenten das herstellt, was man zum Leben braucht« (7/88). Stimmt, die Vorstellung gibt es. Bei Marx war sie untrennbar mit der Idee der Kommune verbunden. Ohne die Kommunalverfassung würden die Individuen niemals die Fähigkeit zur Gestaltung ihres gesellschaftlichen Zusammenhangs entwickeln. Sie bedeute die »Ersetzung der hochfahrenden Beherrscher des Volkes durch jederzeit absetzbare Diener, der Scheinverantwortlichkeit durch wirkliche Verantwortlichkeit, da sie dauernd unter öffentlicher Kontrolle arbeiten«, die freie »Föderation aller (...) Kommunen (...) zu einer nationalen Organisation« bei Ablehnung der »abergläubische(n) Verehrung des Staats«.

Bei Gremliza findet sich nichts dergleichen. Nachdem er die Vorstellung von der freien Assoziation der Produzenten eingebracht hat, um eine die »Errungenschaften« des »realen Sozialismus« nicht gefährdende Methode zur Steigerung der »Arbeitsmotivation« ins Spiel zu bringen, meint er weiter: »Das ist ein hohes und fernes Ziel, gewiß – aber wo es prinzipiell aufgegeben wird, brauchen wir über Sozialismus und Kommunismus nicht mehr zu reden. Da er das in einem Streitgespräch über »Neues Denken« sagt und nicht über den Kommunismus an und für sich doziert, ist klar, daß hier vor der Perestroika gewarnt wird. Zugleich zeigt sich, daß Gremliza das *kritisch denkt,* was die »realen Sozialisten« *machen.* Für beide Seiten ist der Kommunismus ein hohes und fernes Ziel, an dem *sie prinzipiell* festhalten. Und genau *deshalb* wird nichts draus, theoretisch wie praktisch nicht.

Der Kommunismus kann nicht als hohes und fernes Ziel gefaßt werden, ohne ihn in eine – widersprüchliche – Herrschaftsideologie zu verwandeln. Er »ist für uns nicht ein Zustand, der hergestellt werden muß, ein Ideal, wonach die Wirklichkeit sich zu richten haben« wird, sondern, so Marx und Engels, »die wirkliche Bewegung, welche den jetzigen Zustand aufhebt.« Diese materialistische (= praktische) Verbindung von Einsicht und Forderung gilt »prinzipiell« überall, wo der bestehende Zustand die progressive Aufhebung von Herrschaft behindert, ganz gleich, wie fortschrittlich er irgendwann einmal gewesen sein mag.

Das Verrückte ist, daß Gremliza weiß, wie seine 1987er Kolumne über Gorbatschow zeigt. Und so bleibt neben seinem abstrakt antiimperialistischen Interesse nur eine Erklärung für seine »kritische« Apologetik des »realen Sozialismus«: Er hält einen Sozialismus ohne Anführungszeichen und »Käseglocke« (Fülberth), wie ihn die KPdSU zu praktizieren beginnt, wegen der überlegenen kapitalistischen »Umgebung« nur prinzipiell, nicht aber wirklich für möglich. Das Dumme an dieser Auffassung ist nur, daß die verlarvte Gestalt des Sozialismus dann erst recht vor die Hunde gehen wird.

Tanz den Gorbatschow: Um gleich mit der Tür ins Haus zu fallen: Auf der 19. Gesamtsowjetischen Konferenz der KPdSU in Moskau (28.6.-1.7.88) äußerte der Wirtschaftsprofessor Leonid Albakin Bedenken gegen die konkreten Vorschläge Michail Gorbatschows zur Reform des politischen Systems der Sowjetunion. Dessen Antwort, eingebettet in den Begründungsteil seines Beitrags, lautete so: Albakin habe nicht erkannt, daß es bei diesem Thema nicht um »irgend etwas« gehe, »sondern um die bedeutendste Reform, die diese Konferenz, unser Volk, ja sogar die ganze Welt jemals erlebt hat.« Hat da ein kommunistischer Führer seine GenossInnen – wieder einmal – mit einer großen Vision berauscht und dadurch von der fehlenden Analyse der Probleme der kommunistischen Bewegung abgelenkt? Keineswegs! Er hat vielmehr – und mit ihm viele andere Delegierte – nach einer rücksichtslosen Kritik der bestehenden ökonomischen, politischen, moralischen etc Verhältnisse ganz einfach die Wahrheit über den revolutionären Inhalt des Umbruchs in der Sowjetunion gesagt. Ich nenne die wichtigsten Kritikpunkte:

1. Der bisherige Sowjetstaat ist kein Staat der Sowjets. Sein überdimensionierter Apparat diktiert seinen Willen in Wirtschaft und Politik, er ist von den Sowjets nicht und von den Parteiorganen kaum kontrollierbar. Die im Sozialismus notwendige Erweiterung der Verwaltungsfunktionen stützt sich auf Administrieren und Zwang, statt auf die Teilnahme der Volksmassen an der Leitungstätigkeit.

2. Die offiziellen Machtorgane selbst, die Sowjets, wurden zu Anhängseln verschiedener bürokratischer Apparate. Sie erhalten Befehle, günstigstenfalls von ihren eigenen Exekutivorganen.

3. Die voluntaristische Zentralisierung und das Bestreben, sämtliche Lebensbereiche detailliert zu planen und zu kontrollieren, lähmen jede gesellschaftliche Initiative und führen zugleich zu einer hoffnungslosen Überforderung des Zentrums.

4. Und die KPdSU? Sie war über lange Zeit bürokratisch-zentralistisch verfaßt, wirkte neben ihrer Regierungsfunktion als kommandierender Überstaatsapparat, unterdrückte das Streben nach Wahrheit und verlor deshalb die Fähigkeit, das Volk als kommunistische Partei im Geiste Lenins zu inspirieren und so zu führen.

Aber: »Die Leninschen Traditionen blieben in der Partei tief verwurzelt. Trotz allem war es schließlich doch die Partei, in der sich die Kräfte sammelten und organisierten, die sich als fähig erwiesen, ... eine drastische Wende herbeizuführen und den Weg der Umgestaltung und Erneuerung zu beschreiten.« Sie »deckte mutig die Gründe für die krisenähnliche Situation und die Stagnation auf und übernahm auch die Verantwortung dafür.«

Stimmt das? Ja, es stimmt. Dann laßt uns das und die Tatsache, daß die KPdSU zu ihrer ursprünglichen Aufgabe auf neuem Niveau zurückgefunden hat. Und wer meint, die KPdSU würde nur reden oder im Gegenteil eine Annäherung an kapitalistische Marktwirtschaft und bürgerliche Demokratie betreiben, dem kann auf ein paar KONKRET-Seiten gezeigt werden, daß Gorbatschows spezifische Verknüpfung der Bausteine Plan, Markt, Partei und Räte das Beste ist, was sozialistisch/kommunistische Theorie derzeit für die praktische Gestaltung einer sozialistischen Gesellschaft zu bieten hat.

Konkret 09/88, S. 30

Armin Mittelstädt

Sektiererisch und ohne Perspektive

Die einst mächtigen britischen Gewerkschaften sind zu einem Haufen verfeindeter und um die Gunst der Unternehmer buhlender Berufsverbände heruntergekommen, die vergeblich versuchen, den rasanten Schwund ihrer Mitglieder durch die Vergabe von Vorzugshypotheken und Kreditkarten zu bremsen. Kein Wunder in einem Land, in dem mittlerweile mehr Aktionäre als Gewerkschafter leben

Großbritannien, die Geburtsstätte der industriellen Revolution und das eigentliche Ursprungsland der organisierten Arbeiterbewegung, war über Jahrzehnte hinweg bekannt für seine radikalen und machtvollen Gewerkschaften. Mit ihren Streikaktivitäten lehrten die im Trades Union Congress (TUC) zusammengeschlossenen Verbände nicht nur konservative Premierminister das Fürchten. Sie waren auch für Labour-Regierungen ein schwer in den Griff zu bekommender außerparlamentarischer Machtfaktor.

Für die Thatcher-Regierung besteht mittlerweile kaum noch ein Grund, den Gewerkschaften besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Die britischen Traditionsverbände sind derzeit vollauf damit beschäftigt, wenigstens zur Lösung interner Probleme handlungsfähig zu bleiben.

Vor wenigen Wochen wurde die Gewerkschaft der Elektriker, Elektroniker und Installateure (EETPU) vom Dachverband suspendiert, ihr endgültiger Ausschluß steht auf dem kommenden TUC-Jahreskongreß auf der Tagesordnung. Mit dem Rausschmiß der »Funken«, wie die EETPU im Gewerkschaftsjargon tituliert wird, haben die in den vergangenen Jahren stetig gewachsenen Konflikte zwischen den TUC-Verbänden ihren – vorläufigen – Höhepunkt erreicht. Die Hintergründe dieser Entwicklung sind vielschichtig, der Ursprung der Auseinandersetzungen liegt in dem beispiellosen Mitgliederschwund der Gewerkschaften und in den Ursachen, die zu diesem Negativ-Rekord geführt haben.

Im Jahre 1979 wiesen die Karteien der britischen Arbeiterorganisationen noch über 12 Millionen Beitragszahler aus. Die jüngste Statistik zählt noch 9,1 Millionen – ein rundes Viertel weniger. Dieser Mitgliederschwund verlief bis Mitte der achtziger Jahre parallel zu einer drastischen Arbeitsplatzvernichtung. Seitdem steigt die Zahl der Beschäftigten zwar wieder, der gewerkschaftliche Einfluß jedoch geht weiter zurück – der Organisationsgrad der TUC-Verbände sackte um über 10 Prozent ab. Tendenz: weiter fallend.

Daß der Aufschwung auf dem Arbeitsmarkt zu keinem Abschwung der gewerkschaftlichen Probleme führte, liegt insbesondere an den sich rapide wandelnden Beschäftigtenstrukturen. Der Niedergang der klassischen Industriezentren im Nordwesten Englands setzt sich fort und verschlechtert die Voraussetzungen gewerkschaftlicher Rekrutierung weiter. Neue Arbeitsplätze entstehen vorwiegend in Bereichen und für Beschäftigtengruppen mit einem traditionell niedrigen Organisationsgrad: im Dienstleistungssektor, für Angestellte, Frauen, Teilzeitkräfte, überwiegend im Süden angesiedelt – der konservativen Hochburg der Insel.

Bis hierhin decken sich die Vorgänge im Vereinigten Königreich noch mit den Entwicklungen in der BRD. Die DGB-Gewerkschaften können sich aber seit über drei Jahren wieder über einen wachsenden Zulauf freuen. Die Probleme des TUC haben offensichtlich tieferliegende Ursachen.

Seine Mitgliederbilanz wurde nicht allein im Zusammenhang mit der Ende der 70er Jahre durchschlagenden ökonomischen Krise negativ. Das Jahr 1979 war auch der Startschuß der Ära Thatcher. Mit einer komfortablen Parlamentsmehrheit ausgestattet, beschnitten die Tories Stück für Stück die Macht der Gewerkschaften. Anknüpfend an dem undemokratischen Erscheinungsbild der TUC-Verbände in der Öffentlichkeit überzog die Thatcher-Regierung die Gewerkschaften mit einem Netz von Gesetzen, mit denen sie z.T. direkt in deren interne Angelegenheiten eingriff: Es wurden Vorschriften über die Durchführung von Vorstandswahlen und Streik-Urabstimmungen erlassen, Sanktionsmöglichkeiten gegen streikbrechende Gewerkschaftsmitglieder wurden beschnitten, Solidaritätsstreiks verboten, die Zahl der gesetzlich erlaubten Streikposten auf sechs begrenzt und das Gewerkschaftsvermögen dem Zugriff der Gerichte geöffnet. Der Metallarbeiterverband AEU war die erste TUC-Gewerkschaft, die in den von der Regierung für die Durchführung von Briefwahlen bereitgestellten Geldtopf griff. Damit durchbrach sie die gemeinsame Front gegen ein Gesetzeswerk, durch das das ehemals wesentlichste Merkmal der industriellen Beziehungen in Großbritannien, die weitgehende Freiheit der Gewerkschaften von rechtlichen Reglementierungen, bedeutungslos geworden ist.

Die »Eiserne Lady« hat dem TUC aber nicht nur auf direktem Wege das Wasser abgegraben. Ihre Politik des sogenannten »Volkskapitalismus«, die massenhafte Privatisierung der mit öffentlichen Mitteln sanierten Staatsunternehmen und der groß angelegte Verkauf von Sozialwohnungen haben die Zahl derjenigen, die sich selber zu den »Besitzenden« zählen, in die Höhe schnellen lassen: Annähernd zwei Drittel aller Wohnungen auf den britischen Inseln sind mittlerweile Eigentum ihrer Bewohner; rund jeder fünfte Erwachsene kann derzeit Aktienbesitz sein eigen nennen – die Zahl der Kleinaktionäre übersteigt damit die der Gewerkschaftsmitglieder.

Mit ihrer Teilnahme an dem weit unter Marktpreis erfolgten »Ausverkauf des britischen Familiensilbers« konnten Millionen frisch gebackener Aktienbesitzer erstmals in den Genuß dieser lukrativen Nebeneinkünfte kommen. Mit den sprunghaft angestiegenen Profitraten – z.B. erhöhten sich die Einlagen der 2,1 Millionen neuen »Teilhaber« an British Telecom in der ersten Nacht um stolze 90 Prozent – sank die Attraktivität der Wiederverstaatlichungsforderungen der Gewerkschaften.

Ähnliche Wirkungen hat die Einkommensentwicklung. Der Grund für die kräftigen Reallohnerhöhungen, deren sich große Teile der abhängig Beschäftigten seit Anfang der achtziger Jahre erfreuen können (Kommentar des »Economist«: »Es ist wieder möglich, durch Arbeit reich zu werden«), wird eher auf die Wirtschaftspolitik der Konservativen zurückgeführt, als auf gewerkschaftliche Aktivitäten. Dies zeigt der drastisch gesunkene Anteil an Gewerkschaftsmitgliedern, die bei den vergangenen zwei Parlamentswahlen der mit dem TUC eng verflochtenen Labourpartei ihre Stimme gegeben haben: Im Juni 1987 waren es noch ganze 42 Prozent.

Unter der Überschrift »Die Arbeiter von den Gewerkschaften befreit« frohlockte die »FAZ« vor nicht allzulanger Zeit ganzseitig über die »Erfolge« der Regierung Thatcher. Auch die britische Linke und der TUC selber neigten in den letzten Jahren dazu, den alleinigen Grund für die Probleme der Gewerkschaften in der Regierungspolitik zu sehen. Die Folge: Während die TUC-Zentrale in einen nicht sehr kämpferischen Attentismus verfiel und auf einen Wahlsieg Labours wartete, mühten sich militante Einzelgewerkschaften mit zumeist bereits kurz nach ihrem Beginn zum Scheitern verurteilten Versuchen, die soliden Sockel der konservativen Herrschaft zu erschüttern, oft bis zum bitteren Ende. Insbesondere die Niederlage des Bergarbeiterstreiks 1984/85, mitverursacht durch eine ungenügende Vorbereitung und eine nicht ausreichende Unterstützung der nicht direkt am Streik beteiligten Gewerkschaften, steckt der britischen Arbeiterbewegung noch immer in den Knochen.

»Der TUC stellt mit Betroffenheit fest, daß die Gewerkschaften in der Öffentlichkeit in einem negativen Licht gesehen werden. Sie werden mißverstanden als brutale, bedrohliche und undemokratische Organisationen.« Dies waren die einleitenden Sätze des zentralen Leitantrages, mit denen die Delegierten auf dem letzten TUC-Jahreskongreß konfrontiert wurden. In einem Änderungsantrag wollte eine Gewerkschaft noch die Attribute »sektiererisch« und »selbstsüchtig« hinzugefügt sehen. Mit diesen deutlichen Formulierungen legten die TUC-Verbände erstmalig die Finger auf die selbst zugefügten Wunden: Von einer stetig wachsenden Zahl an Unternehmen, Regionen und Berufsgruppen umgeben, die ohne jegliche gewerkschaftliche Repräsentanz sind, verwenden die »Clubs der männlichen Facharbeiter« mehr Energien darauf, konkurrierenden Verbänden die Mitglieder abzujagen, als sich um die schwer zu organisierenden Bereiche zu kümmern. Die Formen, die diese verbandsegoistischen Grabenkämpfe mitunter annehmen, haben den TUC bereits mehrfach vor harte Zerreißproben gestellt und prägen das in der Öffentlichkeit vorhandene »Kain und Abel«-Bild verfeindeter Bruderorganisationen.

Möglich wird diese individuelle Problemlösungsstrategie durch die spezifische Organisationsstruktur der britischen Gewerkschaften. Anders als im DGB, dessen Verbände nach dem Industriegewerkschaftsprinzip gegliedert sind (= ein Betrieb – eine Gewerkschaft), sind im TUC Berufsorganisationen vorherrschend, die nicht selten in zweistelliger Anzahl um die Gunst der Beschäftigten eines einzigen Unternehmens werben. Selbst bei klar abgegrenzten Zuordnungen der in einem Betrieb existierenden Berufsgruppen führt dies zu permanenten Konflikten, da die gewerkschaftlichen Demarkationslinien aufgrund der sich wandelnden Tätigkeitsstrukturen ständig revidiert werden müssen.

Eine der Hauptfunktionen des TUC besteht mittlerweile in dem Schlichten von Auseinandersetzungen, die durch »Wildereien« von Gewerkschaften auf »fremden Territorien« entstehen. Das Schrumpfen der traditionellen gewerkschaftlichen Rekrutierungsfelder führte in den vergangenen Jahren zu einem dramatischen Anstieg von Verstößen gegen die selber aufgestellten Richtlinien über das gegenseitige Respektieren der Zuständigkeiten.

Die EETPU beispielsweise praktiziert eine besonders rücksichtslose Rekrutierungspolitik. In geheimen Absprachen hatten Funktionäre dieser Gewerkschaft dem Medienzaren Rupert Murdoch Streikbrechertätigkeiten ihrer Mitglieder zugesichert. Dadurch wurde dieser Anfang 1985 in die Lage versetzt, sich seiner 5.500 in der Londoner City beschäftigten Arbeitnehmer komplett zu entledigen. Die Rolle, die die »Funken« bei diesem in der Geschichte wohl einmaligen Akt von Belegschaftsaustausch gespielt haben, brachte die Stimmung zwischen den Gewerkschaften zum Kochen. Ihr Vorsitzender, Eric Hammond, konnte an dem damaligen TUC-Jahreskongreß nur unter Polizeischutz teilnehmen.

Obwohl die Existenz geheimer Absprachen für alle an diesem Konflikt Beteiligten offensichtlich war, wurden sie vom EETPU-Vorstand immer wieder geleugnet. Tony Dubbins, Vorsitzender einer der aus Murdochs Druck- und Verlagsgebäude geworfenen Gewerkschaften: »Es gibt Lügen, gemeine Lügen und Aussagen von Eric Hammond gegenüber dem TUC«.

In sogenannten »Schönheitswettbewerben« müssen sich die britischen Gewerkschaften bei den Arbeitgebern um die legale Anerkennung als Interessenvertreter der Belegschaft bemühen. Aufgrund der schärferen Konkurrenz untereinander und des Bestrebens, einen größtmöglichen Anteil an Arbeitnehmern organisieren zu können, macht eine steigende Zahl von

Verbänden den Unternehmensleitungen Zugeständnisse, um damit im Gegenzug als alleinige Verhandlungspartner akzeptiert zu werden. Durch einen tarifvertraglichen Verzicht auf ihr Streikrecht biedern sie sich bei den Arbeitgebern als gesprächsbereit an und drängen Mitbewerber aus den Betrieben.

Fast alle Gewerkschaften haben sich inzwischen durch den Abschluß derartiger Verträge den Unmut anderer Verbände zugezogen. Die »Funken« sind jedoch Spitzenreiter beim Ausverkauf traditioneller Gewerkschaftsrechte und erfreuen sich dadurch bei den Arbeitgebern wachsender Beliebtheit und gewinnen unter den übrigen Gewerkschaften ständig neue Feinde.

Vor ein paar Monaten hat die EETPU in gleich zwei Betrieben den Bogen überspannt. In dem ersten Fall, einem Elektrounternehmen mit rund 100 Beschäftigten, hatten sich mehrere Verbände um ihre Zulassung bemüht. Ein gutes Drittel der Belegschaft war bereits Mitglied der Transport- und Hilfsarbeitergewerkschaft TGWU (mit 1,35 Millionen Beitragszahlern der größte TUC-Verband), eine von 78 Arbeitnehmern unterschriebene Petition verlangte ihre Anerkennung. Dieser Mehrheit zum Trotz unterzeichnete die Betriebsleitung einen Vertrag mit der EETPU, die zu diesem Zeitpunkt kein einziges Mitglied im Unternehmen hatte. Beim zweiten Fall, einer Warenhauskette, sah die Sache ähnlich aus: Alle bestehenden Filialen waren schon von anderen Gewerkschaften organisiert, in zwei neuen Läden bekam die EETPU den Zuschlag – ohne fachliche Zuständigkeit und ohne jegliche Mitgliederbasis. Die Aufforderung des TUC, diese beiden Verträge zu kündigen, wurden vom EETPU-Vorsitzenden schroff zurückgewiesen. Originalton: »Wenn es den Mitgliedern meiner Gewerkschaft nutzt, breche ich alle TUC-Regeln.«

Als Reaktion auf ihre aggressive Vertragspolitik fordern viele Gewerkschafter seit langem den Rausschmiß der EETPU aus dem TUC. Um den Dachverband nicht zu spalten, wurden bislang jedoch alle Ausschlußanträge abgelehnt, man beschränkte sich auf konsequenzloses Tadeln. Gegenüber den immer offeneren und provokanteren Verstößen gegen die Verbandsrichtlinien konnte die Gewerkschaftszentrale nun aber nicht länger die Augen verschließen, ohne die eigene Existenz zu gefährden.

Die Rechtsaußen-Position der EETPU in der britischen Gewerkschaftslandschaft ist nur vor dem Hintergrund der Tatsache zu verstehen, daß in den fünfziger Jahren KP-Mitglieder in hochrangigen Gewerkschaftsfunktionen ihre Mandate durch Wahlbetrügereien sichern wollten und nach der Aufdeckung des Wahlkomplotts aus den Verbänden ausgeschlossen wurden. Die bereits damals vorhandenen, relativ undemokratischen Organisationsstrukturen werden seitdem von einer rechten Führungsclique verwaltet, die Marxisten mit Funktionsverboten belegt und nicht genehme Ortsgruppen kurzerhand auflöst.

Die vor wenigen Wochen erfolgte Suspendierung der EETPU war noch gar nicht beschlossen, als einzelne Gremien der TGWU bereits begannen, laut darüber nachzudenken, wie deren Mitglieder abgeworben werden könnten. Die »Funken« ihrerseits versuchten, unzufriedene Gewerkschafter von anderen TUC-Verbänden einzusammeln. Gliederungen der EETPU, die mit der Politik ihres Vorstandes nicht einverstanden sind, haben schon Pläne veröffentlicht, eine neue Elektrikergewerkschaft zu gründen.

Mit diesen Entwicklungen kommt das Dilemma zum Vorschein, in dem sich die Gewerkschaftsbewegung in Großbritannien befindet. Konfrontiert mit schrumpfenden Mitgliederzahlen eskaliert der Kampf aller gegen alle, die Konsequenz sind ein ramponiertes öffentliches Ansehen und weitere Mitgliederverluste. Die auf Partikularinteressen ausgerichtete Politik der TUC-Verbände, bedingt durch ihre auf Konkurrenz angelegte Struktur, ist die entscheidende *Ursache* für die tiefe Krise der britischen Gewerkschaften. Massenarbeitslosigkeit, Wandel der Beschäftigtenstrukturen, zunehmende Individualisierungsprozesse und die gewerkschaftsfeindliche Regierung – alles keine spezifisch britischen Phänomene – sind nur *auslösende* Faktoren.

Es ist einfach, von außen Kritik zu üben. Ungleich schwieriger ist es, historisch gewachsene Strukturen zu verändern. Ein zaghafter Versuch des TUC-Vorsitzenden Norman Willis, die Konkurrenzsituation zwischen seinen Mitgliedsverbänden zu korrigieren, ist im vergangenen Jahr kläglich gescheitert. Er wollte einen zentralen Fonds für Mitgliederwerbekampagnen einrichten, mit dem Einsätze in Unternehmen und Regionen, in denen das Wort »Gewerkschaft« ein Fremdwort geworden ist, finanziert und koordiniert werden können. Damit sollte vermieden werden, daß sich die Repräsentanten einzelner Verbände in den bereits hoch organisierten Bereichen das Leben gegenseitig schwer machen und gewerkschaftlich unerschlossene Gebiete auch weiterhin vernachlässigen. Dieser Vorschlag stieß jedoch auf wenig Gegenliebe bei den Präsidenten und Generalsekretären der angeschlossenen Verbände. Sie befürchteten, bei zentralen Werbefeldzügen weniger Neuaufnahmen zugeteilt zu bekommen, als an Mitgliederfang möglich wäre, würden sie ihre Netze selber auswerfen.

Obwohl der Mehrheit der britischen Gewerkschaften die Unzulänglichkeiten ihrer Organisationsstruktur bewußt sind, ist kaum eine bereit, eigene Machtpositionen zugunsten einer einheitlicheren, die Interessen der Gesamtheit der Arbeiterbewegung stärker reflektierenden Politik aufzugeben. Problemlösungskonzepte beschränken sich zumeist auf ein professionelleres Vermarkten gewerkschaftlicher Ideen und eine stärkere Reglementierung dessen, was zukünftig erlaubt und was verboten sein soll. Während die Gewerkschafts-Linke in allen Annäherungen an kontinentaleuropäische

Organisationsstrukturen ein Komplott der Rechten wittert, tragen die Vertreter des »neuen Realismus« ihre Verbände »zu Markte«: Vorzugshypotheken und Kreditkarten für Gewerkschaftsmitglieder sollen die Auswirkungen des wachsenden Vertrauensverlustes in die organisierte Arbeiterbewegung stoppen.

Der Ausschluß der EETPU wurde durch ihr eigenes Verhalten bewußt provoziert. Diese Entscheidung – von den Rechten nicht mehr verhinderbar, von den Linken als Sieg gefeiert – wird die Gewerkschaftslandschaft in Großbritannien nachhaltig verändern. Von den traditionell nicht gerade an der Seite der organisierten Arbeiterschaft stehenden britischen Medien ist Hammonds Organisation bereits vor einiger Zeit das Prädikat »Gewerkschaft der Zukunft« verliehen worden. Alle diejenigen, die außerhalb des TUC stehen, drängen ihn nun, einen neuen Dachverband zu gründen. Eine »alternative« Gewerkschaftszentrale könnte dann neben der EETPU und der Rechtsabspaltung der Bergarbeitergewerkschaft UDM auch eine Heimat für die übrigen über 200 Nicht-TUC-Verbände werden (Gesamtmitgliedervolumen rund 1,8 Millionen).

Nach außen werden vom EETPU-Vorstand alle diesbezüglichen Pläne geleugnet. Ob ein zweiter Dachverband etabliert wird, hängt im wesentlichen vom Verhalten der Metallarbeitergewerkschaft AEU ab. Diese mit 815.000 Mitgliedern zweitgrößte TUC-Organisation bildet mit der EETPU eine relativ homogene Gruppe und verhandelt schon seit geraumer Zeit mit ihr über einen Zusammenschluß. Ein detaillierter Zeitplan für die Verbandshochzeit stand bereits fest, wurde aber aufgrund der jüngsten Ereignisse wieder auf Eis gelegt.

Ob mit einer zweiten Gewerkschaftszentrale oder ohne, die Fronten werden sich weiter verhärten, der Mitgliederkrieg wird eskalieren. Insbesondere in neu angesiedelten Betrieben wird sich die Art und Weise gewerkschaftlicher Interessenvertretung in Zukunft weniger an den Bedürfnissen der Beschäftigten, als an den Wünschen der Arbeitgeber ausrichten. Die Unternehmensleitungen werden in die glückliche Lage versetzt, sich aus dem reichhaltigen Angebot an rivalisierenden Verbänden das ihnen passende Sonderangebot auszuwählen.

Das öffentliche Erscheinungsbild der britischen Gewerkschaften: Traditionsreich, radikal, brutal, bedrohlich, undemokratisch, sektiererisch, selbstsüchtig. An dem Entstehen dieses Images waren die TUC-Verbände nicht ganz unbeteiligt. Bei einer Fortführung der bisherigen Politik kann diese Liste noch ergänzt werden:... und ohne Perspektive.

Konkret 09/88, S. 34

Otto Köhler

Vorsätzlich und gemeinschaftlich

Im Münchner Prozeß wegen Wehrkraftzersetzung (KONKRET 5/1988) wurden Alfons Lukas zu einer Freiheitsstrafe von acht Monaten, Stephan Johannes Sinz zu 150 Tagessätzen von je 15 Mark verurteilt. Die Entscheidung über eine Jugendstrafe gegen Heiko Müller wurde für die Dauer einer »Bewährungszeit« von zwei Jahren ausgesetzt. Jetzt liegt die schriftliche Begründung des Urteils vor. Ein Offener Brief an die Richter der 5. Strafkammer des Landgerichts München I

Sehr geehrter Herr Vorsitzender Richter Schmitt,
sehr geehrter Herr Richter Osterkamp,
sehr geehrter Herr Richter Vanoni,

Sie haben – vorsätzlich und gemeinschaftlich handelnd – am 18. Mai dieses Jahres drei ehemalige Bundeswehr-Soldaten, die Sie überführt haben, sich Antimilitaristen zu nennen, im Namen des Volkes, also auch in meinem, verurteilt. Die schriftliche Begründung Ihres Urteilsspruches liegt mir jetzt vor – ich möchte mich in meinem Namen davon distanzieren.

Sie werfen den Verurteilten vor, mit den Druckschriften »Rekrutenabschied« und »Anti-Gebrauchsanweisung für den Barras« auf Angehörige der Bundeswehr in solcher Weise eingewirkt zu haben, daß durch Verteilung der »verfahrensgegenständlichen Flugblätter« an die Soldaten zumindest versucht wurde, die Adressaten zum Lesen anzuhalten, was offensichtlich ist. Sie werfen ihnen weiter die Absicht vor, mit den Flugblättern eine – wie sie es nennen »pflichtgemäße Bereitschaft« der Soldaten zum »Schutze der Bundesrepublik zu untergraben«, wobei Sie unter Berufung auf Stree aaO RdNr. 12 hinzufügen, es genüge »die Absicht, den Geist der Widersetzlichkeit und Unwilligkeit zu erzeugen und damit zu bewirken, daß auf das Sicherheitsorgan kein Verlaß mehr ist.«

Da ich als freier Publizist an dem verfahrensgegenständlichen Geist schon deshalb sehr interessiert bin, weil ich Willigkeit für eine bekämpfenswerte Eigenschaft halte, erschreckt mich, daß Sie die Verurteilten auch wegen eines Delikts verurteilen, das Sie so formulieren: »Der Gehorsam soll ganz allgemein aufgekündigt werden 'denen, die unser Land friedlos machen und die Welt bedrohen'.« Die Verurteilten nannten in diesem Zusammenhang – nach meinen Geschichtskenntnissen nicht zu Unrecht – Banken, Konzernherren und Generäle. Sie aber verurteilen das als »Schmähkritik«.

Sie werfen den Verurteilten vor, unter dem »Vorwand der Friedensliebe« Haß zu predigen, der – Sie sind in ihrer Formulierungskunst lernfähig – »aus einem extremen Klassenfeinddenken resultiert und mit friedlicher Koexistenz unterschiedlicher Gesellschaftssysteme kaum vereinbar« sei. Damit meinen Sie einen erwägenswerten Vorschlag, den die Verurteilten in diese Worte gekleidet haben: »Ihr lernt, wie wir vor euch, den Gebrauch der Waffen kennen. Das verpflichtet. Wir lieben unser Land und lehnen es daher ab, dieses Land in den Krieg zu führen, Werktätige anderer Völker zu töten und Frauen und Müttern Söhne und Männer zu nehmen... Willst du den Krieg wirklich vernichten, so darfst du die Waffe nicht wegwerfen. Du mußt Sie umdrehen. Gegen deine Offiziere, gegen deine eigenen Herren.«

Ich frage Sie, meine Herren Richter vom Strafgericht München 1, wäre es nicht tatsächlich ein guter, der Koexistenz und dem Frieden dienender Einfall gewesen, wenn am 3. Juli 1988 ein widersetzlicher und unwilliger Soldat lieber sein Gewehr umgedreht und den US-Navy-Kapitän Will C. Rogers erschossen hätte, statt dessen Befehl zu gehorchen, der dazu führte, daß 290 unschuldige Männer, Frauen und Kinder mit zwei Raketen vernichtet wurden? Ein guter Einfall insbesondere auch, weil dieser Offizier sich bald darauf ungestraft dazu bekannte, einen solch mörderischen Befehl jederzeit zu wiederholen (– inzwischen haben wir aus dem offiziellen US-Untersuchungsbericht erfahren, daß die Vernichtung der 290 Menschen irrtümlich erfolgte).

Ich gestehe, daß ich den Vorschlag der Verurteilten schon deshalb für die richtige Lösung halte, weil Sie meine Herren Richter, ohne den Vorwurf zu scheuen, Ihre wahre Gesinnung zu zeigen, einen Satz mit dieser Klammer zustande brachten: »Auch mag es zutreffen, daß die Bundeswehr von ehemaligen Wehrmachtsangehörigen (von wem sonst?) aufgebaut worden ist.« Sie würden es nicht als Beleidigung verstehen, wenn ich sagte – und es ist ja auch wahr – daß die bundesdeutsche Justiz von den Blutrichtern der Nazis aufgebaut wurde. Von wem sonst.

Sie haben – mit einem Gleichmut, der mir Furcht einjagt – als wahr unterstellt, daß »während des Cimex-Manövers 1985 der Einsatz taktischer Atomwaffen durch die Bundeswehr geübt wurde; daß die militärische Strategie der Bundeswehr den Einsatz taktischer Atomsprengkörper vorsieht und nach Vorgabe der Heeresdienstvorschrift 100/100 beim Einsatz dieser Waffe gegen den Feind die Vernichtung der eigenen Soldaten und der eigenen Zivilbevölkerung als mögliche Nebenwirkung hingenommen wird« – das alles möge wahr sein, sagten Sie, weil Sie die vorliegenden Dokumente nicht hinwegzaubern konnten, aber, so fuhren sie fort, daraus ergebe sich »keineswegs, daß die Bundeswehr in die Planung eines Angriffskrieges einbezogen wird«. Sie ließen freilich die geheime Heeresdienstvorschrift 100/100, die Ihnen die Verteidigerin Gabriele Heinecke auf den Tisch legte, ungelesen beschlagnahmten – ein Ermittlungsverfahren gegen die

Anwältin »wegen Weitergabe der HDV 100/100« ist inzwischen eingeleitet. Denn in der geheimen Heeresdienstvorschrift steht auch, Ziffer 2602, über das, was offiziell als »Verteidigung« definiert wird: »Der Verteidiger darf sich nicht darauf beschränken, den Angriff abzuwarten und darauf zu reagieren, sondern er muß jede Gelegenheit nutzen, um dem Feind das Gesetz des Handelns zu entreißen... Der Kampf muß von Anfang an in die Tiefe des Feindes getragen werden.« Sie, die Richter, strafen die Verurteilten dafür ab, daß Sie angesichts solcher Kampfansagen aufrufen: »Wird mit Alarm die Marschbereitschaft für den Krieg befohlen, marschieren wir nach Bonn.«

Ich gestehe angesichts der Ziffer 2602: Ich halte es für besser, nein, allein für richtig, wenn im Ernstfall – so nennen Sie das – unsere Soldaten, statt nach Stalingrad und Kiew in die Tiefe eines angenommenen Feindes einzudringen, nach Bonn marschieren. Den Feind werden sie dort finden.

Sie, die Richter, haben dem Angeklagten Heiko Müller eine »in seiner Persönlichkeit wurzelnde falsche Willensbildung« vorgeworfen, an die sich dieser Angeklagte schon »gewöhnt« habe, trotz der »Zuchtmittel«, die gegen ihn »wegen einer ebenfalls politisch motivierten Tat bereits verhängt« wurden. In einer unangemessenen Anwandlung von Gutmütigkeit glauben Sie aber doch noch an die mögliche Rettung des Angeklagten für unsere Gesellschaft: »Eine Nachreifung des Angeklagten erscheint insbesondere angesichts der Tatsache, daß er nunmehr verheiratet ist und für sein kleines Kind zu sorgen hat, nicht ausgeschlossen.«

Sie halten es also für möglich, daß der gegenständlich Angeklagte doch noch auf den richtigen Feind, auf fremde Kinder, Frauen und Männer gehorsam schießen könnte. Und Sie haben ihm deshalb zwei Jahre »Bewährungszeit« geschenkt. Ich warne Sie. Sie haben selbst in ihrem Urteil zugestanden, daß der Umfang seiner »schädlichen Neigungen« eine Strafe erwägenswert mache. Haben Sie vergessen, daß es für Volksschädlinge nur eine Strafe geben kann – die Todesstrafe?

Der einzig erhebliche Vorwurf, den Sie gegen die Verurteilten vorbrachten, steht auf Seite 88 Ihres Urteils. Da bezichtigen Sie die Verurteilten, daß sie mit ihren Verteilungsaktionen »so gut wie keinen Schaden anrichteten«. Das wäre schlimm – und Sie betrachten so etwas als »strafmildernd«. Doch Ihr Vorwurf ist – wie Sie auf Seite 51 Ihres eigenen Urteils nachlesen können – eine durch nichts gerechtfertigte üble Nachrede. Dort steht die Aussage eines Zeugen aus der Bundeswehr, »daß viele seiner Kameraden die 'Rekrutenabschiede' in ihren Spinden« hätten und daß »die Flugblätter sehr schnell die Runde machten«. Es fänden auch »Diskussionen aufgrund dieser Flugblätter statt, die die Grundeinstellung zur Bundeswehr zum Gegenstand« hätten. Den Rekruten würde dadurch »bewußt, was Offiziere dürfen und was nicht«. Das bedeutet zwar nicht die Auflösung der Bundeswehr, dazu sind die Kräfte der Verurteilten leider zu schwach. Aber es trägt immerhin zur Zersetzung der sogenannten Wehrkraft bei. Und das ist ein Erfolg, den auch Sie, als Richter der 5. Strafkammer des Landgerichts München 1, den Verurteilten abzusprechen das Recht nicht haben.

Konkret 09/88, S. 36

Günter Amendt; Andreas Loebell

El caso Sandra

Prostitution, Korruption, Schwarzmarkt und Drogenhandel: Daß Kuba sich mit dem Dollartourismus auch dessen Defekte ins Land holt, ist keineswegs überraschend. Ungewöhnlich jedoch ist, daß noch jahrelangem Leugnen jetzt öffentlich darüber diskutiert wird. KONKRET dokumentiert in gekürzter Form einen Artikel der kubanischen Zeitschrift »Somos Jóvenes« vom Oktober 1907, in dem nicht nur der exemplarische Werdegang einer Prostituierten in Havanna geschildert, sondern auch erwogen wird, wie der drohenden Durchkapitalisierung des sozialen Lebens auf der Insel zu wehren sei

Der Fall Sandra

Eine von Marineinfanteristen und Luftlandetruppen ins Land getragene militärische Invasion hätte kaum eine Chance gegen die gut ausgebildeten und bestens ausgerüsteten revolutionären Streitkräfte Kubas, die sich nicht nur auf ihre eigene Kampfkraft verlassen können, sondern auch auf die Kampfbereitschaft von einigen hunderttausend hoch motivierten Milizionären. Der schleichenden Dollarinvasion jedoch – von Touristen ins Land geschleppt und von der Regierung with compliments ins Land gelassen – haben die Kubaner nur wenig entgegenzusetzen.

Die ökonomischen Bedingungen der forcierten kubanischen Tourismuspolitik sind bekannt: Ein Hurrican, der Ernten niedermähte und Produktionsstätten verwüstete, eine Trockenperiode, die die Zuckerrohrernte hinter das Planziel zurückfallen ließ, der Ölpreisverfal1, der die Erlöse aus sowjetischen Reexporten schmälerte, schließlich der Dollarsturz, der die Auslandsverschuldung hochtrieb, weil Kuba, noch immer in der Umklammerung des US-Boykotts, vom Dollar-Kredit-Markt ausgeschlossen ist und seine Westschulden in Mark, Yen und Franc verrechnet. Kubas Schuldenlast stieg dramatisch, als der Dollarverfall die übrigen Westwährungen teurer machte. Allein zwischen März 1986 und März 1987 mußte die sozialistische Inselrepublik mehr als eine Milliarde Pesos umbuchen, um die Kursdifferenzen auszugleichen.

Das alles senkt den Lebensstandard der Bevölkerung spürbar, schafft Unzufriedenheit und zwingt die Regierung, Auswege zu suchen bzw. neue Devisenquellen zu erschließen. Wie viele Länder in vergleichbarer Lage setzt Kuba auf die Entwicklung des Tourismus.

Wir nehmen das zur Kenntnis – kommentarlos und stillschweigend, obwohl es Leute gibt, die – kompetenter als wir – auch den ökonomischen Sinn dieser Devisenbeschaffungsstrategie bezweifeln. Gegenüber den sozialen und politischen Folgen dieser Politik aber können wir uns als Kuba-Reisende nicht blind stellen, denn sie sind unüberseh- und unübergehbarer Bestandteil des touristischen Alltags in Havanna. Prostitution ist eine der Folgen dieser Politik, von Prostitution handelt der in der Zeitschrift »Somos Jóvenes« veröffentlichte Artikel »EI caso Sandra«.

Nichts von dem, was da berichtet wird, ist uns neu. Bereits vor zwei Jahren haben wir eine Zunahme der Prostitution bzw. die Ausdehnung der Anmachzone über die großen Touristenhotels hinaus registriert. Im Unterschied zu damals, wo Frauen – nach unserer Beobachtung – alleine und auf eigene Rechnung arbeiteten, wurden wir diesmal in zwei Fällen auch mit Zuhältern konfrontiert, die für junge, auf Distanz gehaltene Frauen das Geschäft einzufädeln versuchten.

Trotzdem haben wir damals unsere Beobachtungen nicht zum Thema einer Veröffentlichung gemacht. Wir würden auch heute über Prostitution in Havanna nicht sprechen, hätte nicht ein kubanischer Autor das Thema aufgegriffen und öffentlich gemacht. Das ist neu, und das ist ungewöhnlich, denn noch vor zwei Jahren sind wir auf Vertreter gesellschaftlicher Institutionen gestoßen, die vehement bestritten, daß es überhaupt Prostitution in der Stadt gäbe. Das läßt sich nicht länger aufrecht erhalten, seitdem in einer Veröffentlichung über Aids Prostituierte als Risikogruppe benannt wurden.

Unsere Zurückhaltung hat mit Rücksichtnahme nichts zu tun, wohl aber mit Unsicherheit, denn bis heute können wir das Ausmaß und die Auswirkungen des Phänomens nicht wirklich einschätzen. Sicher, es gibt Frauen, die ihren Lebensunterhalt wie Sandra als Huren bestreiten. Doch mit 'hacer el pan' – sein Brot backen – , wie es im alten Nuttenjargon heißt, hat das nichts zu tun. Havanna ist nicht Bogotá, Lima, Sao Paolo oder Rio, niemand auf Kuba ist gezwungen, sich zu prostituieren, um sein Brot zu verdienen**.**

Prostitution ist illegal auf Kuba, und sie wird es bleiben. Wie das Geschäft in der Illegalität trotzdem funktioniert – nämlich in der Symbiose von Korruption und Prostitution – wird in »El caso Sandra« eindrücklich beschrieben. Doch noch handelt es sich um ein Gewerbe im vorindustriellen Stadium. Auf einer Straßenseite des Hamburger Hafenstrichs oder der Calle Londre in Mexicos zona rosa stehen mehr Prostituierte als im gesamten Stadtgebiet Havannas. Es gibt Huren in Havanna. Aber darf man von Prostitution sprechen, wenn sich unweigerlich bei diesem Wort der Vergleich zur sexindustriellen Prostitution in den westlichen Metropolen und der massenhaften Armutsprostitution in Asien, Afrika und Lateinamerika aufdrängt? Andererseits: Kuba setzt auf den dollarbringenden Massentourismus. Massenhafter Dollartourismus bedeutet immer auch Prostitution. Man zeige uns ein Touristenland, wo diese Gleichung nicht aufginge.

Noch ist Prostitution auf Kuba kein soziales, sondern ein moralisches Problem. Damit wäre das Thema für den Reisenden, der Prostituierte nicht aufsucht bzw. auf deren Angebote nicht eingeht, erledigt, denn für die Moralfrage ist der Fremde

nicht zuständig. Was den »Fall Sandra« bzw. die Art, wie er in »Somos Jóvenes« dargestellt wird, so interessant macht, ist die Verbindung, die der Autor zwischen Prostitution, Dollarschieberei und Schwarzhandel herstellt. Dollardealern und Schwarzhändlern aber entgeht kein Tourist und keine Touristin. Dollar-Junkies lungern überall herum und nicht nur in Havanna. Als soziale Realität ist Prostitution in Havanna eine Randerscheinung, als Metapher jedoch ein Gift, das tief eindringt und die sozialen Beziehungen auch zwischen Fremden und Einheimischen stört. Zerstört. Ein allgemeines Mißtrauen breitet sich aus. Kubaner, die den Kontakt zu Fremden suchen, werden von ihren Landsleuten mit Argwohn beobachtet, Fremde, die den Kontakt zu Kubanern suchen bzw. sich auf deren Kontaktsuche einlassen, reagieren, sind sie nicht völlig naiv, mit Abwehr und Mißtrauen, wenn sie die Motive der Annäherung nicht durchschauen. Eine fast tragikomische Situation: Der Fremde, der als Freund Kubas kommt und die Errungenschaften der Revolution studieren will und sich dabei nicht nur für Produktionsstätten, das Gesundheitswesen und Bildungseinrichtungen sondern auch für Menschen interessiert und dafür »geliebt« werden möchte oder wenigstens doch Sympathie ernten will, muß erfahren, daß er von Kubanern, die sich von den Konsumversprechungen westlicher Industrienationen blenden lassen, als das wahrgenommen wird, was er oder sie ist: Die Personifizierung des Imperialismus, der Mann mit dem Dollarguthaben, die Frau mit der Scheckkarte. In den Augen vieler Kubaner – vor allem junger – sind sie alle ricos. Reiche.

No hay problemas, wurde uns wiederholt von Tourismusexperten und im Tourismus Beschäftigten versichert. Es gibt Probleme sagen Sozialwissenschaftler, die sich vorgenommen haben, Anfang der neunziger Jahre das Problem wissenschaftlich zu untersuchen. Lösungsvorschläge haben *wir* keine. Was der Autor von »El caso Sandra« an Vorschlägen anklingen läßt, macht uns skeptisch, weil so nur neue Probleme geschaffen werden. Schon heute murren viele Kubaner und viele Kubanerinnen über die Ausdehnung von Tabuzonen und nur Touristen vorbehaltenen Sperrgebieten in den landschaftlich schönsten Regionen der Insel.

Wir haben wie viele Westtouristen, die Kuba wiederholt besuchten, Freunde in Havanna, und wir wissen, wie ihnen die Verdächtigungen zu schaffen machen, denen sie sich ausgesetzt sehen, nur weil sie unsere Freunde sind. Die Vorschläge in »Somos Jóvenes« werden das Mißtrauen erhöhen und die sozialen Kontrollen verschärfen, nicht nur zwischen Fremden und Einheimischen. Vor allem aber mißtrauen wir dem Vertrauen auf moralische Appelle, die alle Lösungsvorschläge durchdringen. Wir schätzen sie wie der Soziologe Igor Kon auf die Sowjetunion bezogen auch für Kuba als »einen sehr gefährlichen Trend« ein: »Wenn es um ökonomische Fragen geht, dominiert der Trend eines soziologischen Realismus. Man versucht zu verstehen, daß man nicht tun sollte, was man sich wünscht, sondern was man tun muß, daß Politik die Kunst des Möglichen ist. Aber wenn die Probleme des Familienlebens, der Erziehung behandelt werden, dann herrscht ein vollständiger Mangel an Realist mus vor – nur noch Enthusiasmus, nur noch moralische Haltungen sogar hinauf bis zur höchsten politischen Ebene.«

In wenigstens einem Punkt sind wir auch auf Kuba einem neuen Realismus begegnet. Da war niemand mehr, der versucht hätte, uns die alte Geschichte von der freundschaftsstiftenden, völkerverbindenden Kraft des Tourismus zu erzählen.

Artikel der kubanischen Zeitschrift »Somos Jóvenes«

Mit elf Jahren lernte Sandra ihren Vater kennen. Der ihr bis dahin völlig unbekannte Mann blieb ein Fremder für sie. Obwohl sie das älteste von fünf Kindern war, verbrachte sie ihr halbes Leben bei einer alleinstehenden Tante, die ihr ihre Philosophie von Selbstschutz einhämmerte: »Auch wenn es ein Mann ist – wenn er dich verprügelt, nimmst du einen Stock und schlägst ihm den über den Schädel. Du mußt ihnen erst zeigen, daß du keine Memme bist, damit sie dich respektieren. Sich dir deine Mutter an: Fünfzehn Jahre mit diesem Mann ! Sie wartet auf ihn – ob nun drei Monate oder drei Jahre – , und wenn er zurückkommt, wäscht sie ihm die Unterhosen. Deshalb lebe ich allein. Mich kriegt keiner unter die Knute, merk dir das!«

In den ersten elf Jahren lebte Sandra zeitweise bei ihrer Mutter. Sie durfte nicht draußen spielen und sich erst recht nicht mit Jungen treffen, denn »die Frauen gehören ins Haus, und außerdem mußt du mir helfen«. Mit sieben Jahren wusch sie die Windeln der kleineren Geschwister, und mit neun lernte sie, ihnen das Mittagessen zu kochen, wenn sie aus der Schule kam, weil die Mutter eine Arbeit angenommen hatte und sich nicht um sie kümmern konnte. Als sich die Rückkehr des Vaters abzeichnete, wußte Sandra, daß nun ein anderer ihren Platz im Ehebett einnehmen würde, daß für sie nicht mehr Raum und somit keine andere Möglichkeit blieb, als daß man sie zu ihrer Tante zurückschickte, in ein kleines Dorf westlich der Stadt. Niemand erklärte es ihr; das war auch nicht nötig, denn mit ihren elf Jahren verstand Sandra schon zuviel und hatte neunmal die Schule gewechselt.

Als sie fünfzehn war, erwischte ihr Vater sie im Treppenhaus mit ihrem zweiten Freund, angeblich beim Bumsen, und schmiß sie raus. Dabei war sie noch Jungfrau, weil sie viel zu große Angst hatte.

Sie nahm eine Arbeit in einem landwirtschaftlichen Betrieb an und bekam dort Unterkunft, Verpflegung und Lohn. Dann lernte sie einen fünfunddreißigjährigen Mann kennen, von dem sie schwanger wurde. Sie war gerade sechzehn.

Ihr Vater erfuhr davon, als sie unter Angabe eines falschen Namens auf dem Spenderpaß bereits Blut für ihre Abtreibung gespendet hatte. Er knöpfte sich den Mann vor, dann holte er Sandra vom Krankenhaus ab und ging mit ihr geradewegs zum Notariat. Dort wurde sie mit dem Mann verheiratet, der noch heute offiziell ihr Ehemann ist, obwohl sie ihn nie wiedergesehen hat.

Sie ging zurück zu ihrer Tante und arbeitete eine Zeitlang in einer Fabrik. Dann lernte sie Braulio kennen, einen Mann in den Vierzigern, geschieden und stellvertretender Geschäftsführer eines kleinen Betriebs. Er hatte im Gefängnis gesessen, weil er seinen Vater tätlich angegriffen hatte. Sandra lebte ein Jahr mit ihm zusammen. In dieser Zeit wechselte sie fünf oder sechsmal ihren Arbeitsplatz, bis Braulio ihr dann eine Stelle als Kassiererin in seinem Betrieb verschaffte. Bei der Akkordzahlung fälschten die beiden Unterschriften auf den Lohnlisten und kamen so auf monatlich 400 bis 500 Pesos zusätzlich.

Braulio war Stammgast in der Bar Venecia. Er brachte Sandra das Rauchen (schwarzen Tabak und Marihuana) und Trinken bei, und sie hörte zum ersten Mal etwas von Pornographie. Mehrmals überredete er sie zu lesbischen Beziehungen mit seinen Freundinnen, die er von seinen Streifzügen ins Venecia mit nach Hause brachte. Braulio bestach damals einmal einen Nachbarn mit 100 Pesos, damit er ihn nicht als Voyeur anzeigte. Mit Sandra unterhielt er sich viel über das Leben und interessierte sich für ihre Probleme. Sie schlief dann auch bald mit anderen Männern und wurde schwanger. Obwohl Braulio zeugungsunfähig war, wollte er unbedingt, daß sie das Kind austrug, und erklärte sich bereit, es wie sein eigenes aufzuziehen. Sandra packte jedoch ihre Sachen zusammen, zog zu dem Erzeuger ihres Kindes und trieb zum zweiten Mal ab. Ein oder zwei Wochen später setzte der Mann sie vor die Tür. Er stand einen Monat vor seiner Heirat und mußte die Wohnung noch einrichten.

Dann kam eine Zeit, die sie am liebsten vergessen würde. Manchmal aß sie bei einer Freundin oder lieh sich ab und zu Geld, um essen zu gehen. Wenn es irgendwo ging, badete sie. Sie schlief in Leichenhallen oder Langstreckenbussen, vorzugsweise in den Linien 7, 20 oder 64. Fünf oder sechsmal übernachtete sie mit Zufallsbekanntschaften in irgendeiner Absteige. Einer dieser Männer haute ohne zu bezahlen ab, als sie noch schlief. Da sie kein Geld hatte, ließ sie sich am nächsten Morgen mit dem Hotelbesitzer ein, damit er nicht zur Polizei ging.

Einige Zeit später lernte Sandra Adrian kennen, einen Devisenschwarzhändler, der zwei Huren unten am Hafen laufen hatte. Er zeigte ihr die Szene von innen und brachte ihr bei, wie man in den Nachtclubs Beziehungen knüpfte, Dollars tauschte, mit Schlüsselsätzen in verschiedenen Sprachen Kunden anlockte, in den INTUR-Läden den »easy-free-shopping«-Einkauf machte (dies jedoch nur begrenzt, um keine Beweise zu liefern), wie man auf dem Schwarzmarkt zurecht kam und die Hotelbewacher bestechen konnte.

Als sie genug gelernt hatte, sagte sie Adrian ganz offen, daß sie unabhängig sein wollte. Er begnügte sich dann damit, ihre feste Anlaufstelle für den Dollartausch zu bleiben. Nacht für Nacht ging Sandra zwischen dem Amphitheater und der Avenida de Paula »Brot backen« (so die Jargonbezeichnung für Prostitution). Die neu angekommenen Seeleute wurden zu Tomasa geschleust; sie vermietete Zimmer zwischen 10 und 15 Dollar pro Nacht auf Kundenrechnung. Das schnelle Geschäft wurde in irgendeiner Absteige in Bahnhofsnähe erledigt. Nettoverdienst: 10 bis 20 Dollar pro Nacht (nach Kurswert 50 bis 100 Pesos).

Im Parque de los Mosquitos lernte Sandra eines Tages Zaida Telegrama kennen. Sie war schon über zehn Jahre im Geschäft, hatte eine Geschlechtskrankheit und zwei Kinder von einem Griechen. Zaida erzählte, daß sie sich nach einem Ausländer umsähe, der sie heiraten und mitnehmen würde. Der Grieche hätte es ihr versprochen, aber bisher sei noch nichts daraus geworden. Ihr stehe das Ganze bis oben, und Sandra sollte doch nicht bescheuert sein . Sie sei jung, sehe gut aus. Sie sollte sich etwas Schönes zum Anziehen kaufen und ohne Druck in den erstklassigen Hotels »Brot backen« gehen. Sie habe es satt, total satt.

Als Zaida mit 28 Jahren Selbstmord beging, verließ Sandra die Hafengegend und mietete sich mit ihren Ersparnissen für eine Woche in Cienfuegos ein. Hier war sie allein, weit weg von der Stadt, und ließ sich noch einmal die Ratschläge von Zaida durch den Kopf gehen.

Als sie zurückkam, lieh Adrian ihr die 200 Dollar, die sie für den Anfang

brauchte, und vermittelte ihr einen Botschaftsangestellten, der in einem Dollarshop für sie einkaufte: drei Paar Schuhe, Kleider, zwei Bluejeans, Blusen, Pullover, Pierre-Balmain-Hosen, Accessoires und Kosmetika.

Sie zog zu Caridad la China. Caridad arbeitete mit ihrem Mann zusammen in der Gegend um das Coppelia, einem besonders von Touristen frequentierten Eissalon. Er suchte die Freier aus, vorzugsweise Spanier und Mexikaner, und dann holte er sie dazu. Manchmal arbeiteten sie auch zusammen, wenn z. B. die Kunden Paare waren oder Gruppen mit Frauen,

Homosexuellen oder Pornographen. Damals wurde ihnen nie »das Brot knapp«. Bei den neuen Touristengruppen war immer jemand dabei, der sie auf Empfehlung alter Kunden besuchen kam oder anrief.

Die beiden schlugen Sandra vor, mit ihnen zusammenzuarbeiten, aber sie arbeitete von jeher lieber allein.

Gegen vier Uhr nachmittags stand sie auf. Gut gekleidet, einparfümiert und geschminkt machte sie sich dann gegen sechs auf den Weg zum Riviera, Nacional, Habana Libre oder zu irgendeinem anderen internationalen Touristenhotel. Manchmal verschaffte ihr ein eingeweihter (und bezahlter) Portier die Telefonnummern von Zimmern, in denen Ausländer allein wohnten, potentielle Kunden also. Die erhielten dann ein paar Minuten später einen Anruf von ihr, meinten, daß sie wohl falsch verbunden sei, aber dann fing sie an von wegen, ob der Herr, mit dem sie da sprach, nicht zufällig der interessante Spanier mit den grauen Schläfen sei, den sie schon einmal gesehen habe, und naja, sie wäre unten im Foyer usw. usw. Manchmal setzte sie sich auch einfach in die Halle oder ging in die Hotelbar. Dort las sie dann eine Illustrierte, nahm deutlich gelangweilt einen Drink und taxierte dabei eingehend ihre potentiellen Kunden.

Am zugänglichsten waren die Lateinamerikaner, insbesondere die Mexikaner; die bevorzugten blonde Frauen. Die Spanier und die anderen Westeuropäer waren eher für die Schwarzen zu haben, und dann die US-Amerikaner (selten) und die Afrikaner, aber vor denen hütete sie sich wegen ihrer Krankheiten. Aufgrund ihrer Erfahrungen (und Adrians Schulung) hielt sie sich an Männer mittleren Alters. Die Jüngeren hatten oft kein Geld und waren im allgemeinen ziemlich knauserig gegenüber Frauen. Die Älteren, also die um die sechzig, reisten fast immer in Begleitung, oder aber sie waren nur darauf fixiert, die Schuld für ihre sexuellen Probleme bei den Frauen zu suchen. Sie waren schwer herumzukriegen, empfindlich, reizbar und ausgesprochen mißtrauisch gegenüber Frauen und ihren Motiven.

Das Wesentliche bei dem ganzen Deal liegt nämlich darin, daß er nicht als das erscheinen darf, was er ist. Das Angebot muß sehr diskret ausfallen und die Preisforderung eher Mitleid erregen, etwa unter dem Vorwand von noch nicht abbezahlten Schulden oder mit einer Geschichte, wie traurig es doch sei, ein rotes Kleid zu haben und keine passenden Schuhe dazu, oder eben irgendeiner anderen halbwegs rührseligen Story. Wenn sie sich dann einen Mann ausgesucht hat, bittet sie ihn um eine Zigarette oder fängt sonst irgendwie ein Gespräch an, über Kuba, das Angebot für Touristen oder die interessantesten Sehenswürdigkeiten der Stadt. Lädt der Mann sie dann zum Essen oder zu einem Drink ein, geht es in die etwas intimere Phase von Angebot und Preisvorstellung. Wenn die Bezahlung in Naturalien erfolgt, gehen sie zuerst in ein Geschäft, kaufen ein, und dann geht sie mit aufs Zimmer. Anfangs genügten 10 Dollar für den Fahrstuhlführer. Einmal war sie schon im Zimmer, als ein Polizist anklopfte und sie aufforderte hinunterzugehen. Sie gehorchte und hängte sich fest bei dem Touristen ein. Unten an der Rezeption zeigte dann der Fahrstuhlführer auf sie und meinte: »Ja, das ist sie«. Da sagte der Ausländer doch glatt zu dem Polizisten: »Sagen Sie ihm, er soll Ihnen von den 10 Dollars erzählen, die er in der Tasche hat!« Der Aufzugführer hatte sich noch nicht einmal die Mühe gemacht, das Geld zu verstecken. Er wurde festgenommen.

Wenn bar gezahlt wurde, vereinbarte man einen Preis zwischen 40 und 100 Dollar, nicht mehr, nicht weniger. Einmal weigerten sich zwei Männer, bis auf die 40 hochzugehen. In solchen Nächten machte sie ein Verlustgeschäft, aber wenn sie darauf eingegangen wäre, hätte sie einen Präzedenzfall geschaffen. Manchmal geriet sie auch an gerissenere Kunden, die die Bezahlung bis zum Schluß aufschoben und ihr dann mit der Polizei drohten.

Mehrfach hatte sie Auseinandersetzungen mit den Hotelbewachern. Zweimal nahmen sie ihr die Sachen weg, die sie sich hatte kaufen lassen. In anderen Fällen genügte auch ein Geschenk, und mit einem Bewacher mußte sie ins Bett gehen.

Wenn ihr der Boden irgendwo zu heiß wurde, ging sie an einer anderen Stelle »Brot backen«, so daß sie nicht ein und derselben Wachmannschaft über längere Zeit hinweg unter die Augen kam.

Dreimal wurde sie festgenommen, und dreimal kam sie wieder frei, als der Tourist »im Namen der Menschenrechte« zu protestieren anfing. Ein Italiener stieg sogar mit ihr in den Polizeiwagen und setzte auf der Wache ihre Freilassung durch. Bis auf ein einziges Mal konnte man ihr nie etwas nachweisen. Es war ausgesprochen schwierig, sie der Prostitution zu beschuldigen, es sei denn, es lag eine Anzeige vor, und das war so gut wie ausgeschlossen.

Alle drei Male wurde sie von demselben Polizisten festgenommen. Der hatte sie einmal vorher im Hotel Nacional beiseitegenommen und zu ihr gesagt: »Weshalb steckst du in dieser Sache drin? Du bist jung, hübsch und intelligent. Dir stehen alle Möglichkeiten offen. Meine Tochter ist in deinem Alter; sie sieht dir ähnlich. Warum tust du das?« – »Ich stecke in gar nichts drin!« – »Das kannst du jemand anderem erzählen!« – »Hören Sie mal, Sie haben es wohl auf mich abgesehen!« – »Nein, ich habe es nur auf die Sache abgesehen, in der du drinsteckst.« – »Aber ich...« – »Hör mal, ich weiß, daß Candela, Tormenta, la China und all die anderen ausreisen wollen und jemanden suchen, der sie rausholt, aber du, du auch?« – »Ich bin doch nicht bekloppt!« – »Ja, wenn das so ist, merkst du denn dann nicht, verdammt nochmal, welchen Eindruck du von unserem Land hinterläßt? Da fällt mir ein Sprichwort ein: 'Die Ente scheißt nicht dorthin, wo sie frißt'; und du, du scheißt genau dorthin, wo du frißt.« – »Aber sehen Sie, Herr Wachtmeister, ich...« – »Du brauchts gar nichts mehr dazu zu sagen. Zieh dich da raus, denn falls ich dich erwische, egal wo, und wenn du auch nur ein Eis im Coppelia ißt, werde ich dich in den Knast stecken, und dann mußt du auf mich hören! Entweder, du ziehst dich da raus, weil du davon überzeugt bist, oder aber, weil du es satt hast.«

Die Geschichte mit dem Eindruck und der Ente erinnerte sie an einen Vorfall mit einem Franzosen, der auf einmal angefangen hatte, Kuba schlechtzumachen, den Sozialismus, die Kubaner. Als sie ihm sagte, das stimme nicht, und von der Gesellschaft erzählte, davon, daß es keine Armut gibt, keine Bettler, dafür aber Gesundheitsversorgung, Bildung etc., entgegnete er: «Sieh mal einer an! Eine Hure und obendrein Kommunistin! Du verkaufst dich hier nicht für Pesos und auch nicht für Rubel. Du verkaufst dich für Dollars, ist das klar?« Sie schwieg, aber diesen Satz hat sie niemals vergessen können.

Wenn sie aus irgendeinem Grund nicht mit dem Kunden aufs Zimmer gehen konnte, nahm sie ihn in »ihrem« Taxi mit (sie hatte damals schon einen festen Taxifahrer, der dafür zwischen 20 und 30 Pesos pro Tag kassierte). Sie fuhren dann in die 11 y 24, die 2 y 31 oder in irgendeine andere Absteige mit guten Zimmern, geeignet für ihre Zwecke und ohne Schlangestehen, für 20 Pesos, steuerfrei, zuzüglich der Spesen auf Kosten des Touristen. Als die Ausbreitung von Aids begann, ging sie manchmal mit einem Kunden einkaufen, und wenn er ihr verdächtig vorkam, »machte sie ihm die Leitung frei«, wie es im Jargon heißt. Der Taxifahrer mußte dafür gut vorbereitet sein, und danach wurde er in Naturalien bezahlt: ein Paar Jeans, ein Satz Damenslips etc. »Die Leitung freimachen« ging folgendermaßen vor sich: Man nahm den Touristen bis zu irgendeinem Punkt der Stadt mit, ließ anhalten (»wir sind da, hier ist es«), und wenn er dann ausgestiegen war und ihr die Hand ausstreckte, um ihr zu helfen, fuhr man im zweiten Gang an und ließ ihn auf der Straße stehen. Der Taxifahrer konnte wiederum ihr »die Leitung freimachen« oder sie bedrohen. In anderen Fällen verkaufte der Taxifahrer den Ausländern Getränke oder stellte sich für sonstige Dienste zur Verfügung, vorausgesetzt, sie wurden in Dollars bezahlt. Es gab etliche Taxifahrer, die ihre Arbeit mit illegalem Devisentausch verbanden.

Am gefährlichsten waren die Dollars. Unerlaubter Devisenbesitz kann einen bis zu acht Jahre kosten. Die größte Angst stand sie einmal am Ausgang des Hotels Riviera aus: Zwei Polizisten wollten sie festhalten und durchsuchen. Sie schluckte den 50-Dollar-Schein hinunter und ließ sich dann abtasten. Da war nichts mehr zu holen. Aus diesem Grund erfolgte die Dollarübergabe immer gleich im Hotel oder ganz in der Nähe. Wenn sie keinen der von Adrian kontrollierten Kontaktleute auftreiben konnte, tauschte sie beim erstbesten ihr bekannten Schwarzhändler, der ihr über den Weg lief. Manchmal war ihr ein niedrigerer Kurs, dafür aber ein schneller und sicherer Tausch lieber, als mit Dollars auf der Straße herumzulaufen. Wenn es gar nicht zu umgehen war, steckte sie sich die Scheine in den After oder in die Scheide. Meist übergab der Kontaktmann das Geld in der Toilette, und der nächste machte dann draußen die Übergabe. Bisweilen wechselten die Dollars vier oder fünfmal den Besitzer, bis sie bei jemandem landeten, der einen falschen Paß für den Einkauf oder Kontakte zu Ausländern hatte. Der verlangte dann 15-20% . Der erste Weg bot einen höheren Profit, war aber auch risikoreicher.

Sandra arbeitete weiterhin unabhängig, obwohl diese Unabhängigkeit relativ war: 20 oder 30 Pesos pro Tag für den Taxifahrer; hinzu kam der Kram, um die »Leitungen freizumachen«; 20 bis 40 Pesos für den Eintritt in die Nachtclubs oder die Bars »FÜR PAARE« oder »NUR FÜR GÄSTE«; 80 bis 130 Pesos pro Monat für die Zimmermiete bei irgendwelchen Leuten, die wiederum als Kontakt zum Schwarzmarkt fungierten und sie gegen einen Aufpreis ihre Kunden mitbringen ließen; Ausgaben für Kleidung und Essen, denn ob die Touristen sie nun einluden oder nicht, aß sie immer in einem Restaurant; und dann noch die Kosten für Getränke, die langsam immer höher wurden.

Am besten war es, wenn man etwas Festes hatte, d. h. wenn ein Tourist (Mann, Frau, Paar oder Gruppe) mit ihr zufrieden war und sie in einem Hotel oder im Marina Hemingway unterbrachte, wo die Kontrollen weniger scharf waren. Sie war dann ständige Begleiterin für die Zeit des Aufenthaltes. So wohnte sie zwei Monate im Riviera, einen Monat im Capri, drei Wochen im Marina Hemingway und eineinhalb Monate bei einem westeuropäischen Diplomatenehepaar.

In dieser Zeit lernte sie auch Boby kennen, einen aktiven, professionellen Schwulen; oder Maria Luisa, deren Mutter mit allen Mitteln versucht hatte auszureisen und jetzt Freier für ihre Tochter suchte; oder Dulce, der davon lebte, den Hunger nach tropischen Abenteuern bei alternden, betuchten Touristinnen zu stillen. Ein italienischer Fotograf heuerte Sandra und Dulce mit 300 Dollar pro Kopf für eine Serie von Farbaufnahmen an. Damals lernte Sandra auch Mercedes kennen, eine intelligente, sympathische Studentin, die sich lange als ihre Freundin bezeichnete, ihre Kleider anzog, ein paar von ihren Jeans verkaufte und als Telefonkontakt mit Mejias fungierte. Mejias war ein spanischer Geschäftsmann, der Sandra einige Zeit später in einem Hotel unterbrachte, und von dem sie noch immer glaubt, daß sie sich in ihn verliebt hat.

Über lange Zeit war Sandra der Meinung, daß sie das alles nur tat, um für ein eigenes Haus zu sparen, das Haus, das sie nie besessen hatte. Aber bei den immensen Ausgaben und den offenen oder verdeckten Diebstählen blieb nicht mehr viel zum Sparen übrig. Allmählich wurde sie sich bewußt, daß das Wichtigste für sie ihre Vorliebe für Luxus war, ihre Vorliebe für das schnelle Vergnügen, für schöne Kleidung und überhaupt alles, was ihren Egozentrismus befriedigte. Zum damaligen Zeitpunkt fiel es ihr schon nicht mehr so leicht, sich mit dem Trinken zurückzuhalten. In mehreren Hotels machte sie öffentliche Szenen und wurde ein paar Mal vor die Tür gesetzt. Gelegentlich verdiente sie auch gar nichts, insbesondere dann, wenn ihr ein Tourist gefiel und sie unter Drogen stand oder betrunken war.

Einmal stand sie furchtbare Ängste aus: Ein Tourist zweifelhafter Nationalität gab ihr im Zimmer 607 eines Hotels starkes Marihuana zu rauchen (vielleicht war es auch kein Marihuana). Sie drehte durch und hätte sich um ein Haar nackt vom

Balkon gestürzt. Er hielt sie zurück, beruhigte sie und fing auf einmal an, ihr Fragen zu stellen und Tonbandaufnahmen zu machen. Obwohl sie überhaupt keine vertraulichen Informationen irgendwelcher Art besaß, zog sie sich an, so schnell sie konnte, und rannte los, noch halb unter Drogen, um die Polizei zu verständigen. Sie hat nie mehr etwas von der Sache gehört. Aber eines Tages erschrak sie noch mehr: Sie entdeckte Falten in ihren Augenwinkeln und weinte so lange, bis sie einschlief. Zwei Tage zuvor hatte sich la China in ihrem Zimmer in Brand gesteckt. Sie war 30 Jahre alt.

Sandra ging jetzt nicht mehr »Brot backen«, sondern trieb sich in den Nachtclubs herum. Eine Einladung zum Essen, die Drinks und das Hotel genügten ihr. Sie verkaufte ein paar Sachen, die sie noch übrig hatte. Dann gabelte Mejias sie auf und brachte sie im Habana Libre unter. Er sprach lange mit ihr und konnte sie schließlich dazu bewegen, von der Straße wegzubleiben. Als er ging, hatte er ihr für vier Monate im voraus ein Zimmer im Cerro bezahlt und Geld und ein paar Stereoanlagen zum Verkaufen dagelassen. Sie fand Arbeit in einer Werkstatt, schaffte es jedoch fast nie, morgens pünktlich zu kommen. Dann fing sie eine Beziehung mit einem Arbeiter von der zweiten Schicht an und erzählte der Gewerkschaftsvertreterin ihre Lebensgeschichte, weil sie Hilfe suchte. Die Gewerkschafterin versprach ihr, alles nur Mögliche zu tun, und erzählte dann dem Arbeiter, mit welcher Sorte Frau er es bei Sandra zu tun hatte. Aber am schlimmsten war, daß Sandra nichts fühlte, als sie nach einigen Verzögerungen mit ihm schlief. Sie gab ihm die Schuld; er sei nicht Manns genug, um sie etwas spüren zu lassen. Er gab sich alle Mühe, bis er Potenzstörungen bekam. Sandra kündigte ihren Arbeitsplatz und wechselte von da ab fast täglich ihre Männer. Aber nach wie vor fühlte sie nichts dabei. Ein oder zwei Monate lang ging sie dann wieder »Brot backen«. Geld war jetzt jedoch nicht mehr das Wichtigste.

Sie wandte sich an eine staatliche Institution um Hilfe und wurde an einen Psychologen überwiesen, der sich dreimal in der Woche mit ihr unterhielt. Auf seinen Rat hin ging Sandra aus der Stadt, in der sie an jeder Ecke einen Bekannten traf. Sie arbeitet heute am Fließband in der Abfüllabteilung einer Nahrungsmittelfabrik für 120 Pesos im Monat und lebt mit einem Mann zusammen, der über ihr Vorleben nichts weiß, ihr nicht zuhört, sie begehrt, aber nicht liebt, den auch sie nicht liebt.

Manchmal noch fährt sie am Wochenende in die Stadt, verbringt den Samstagabend mit alten oder neuen Gelegenheitsbekanntschaften in irgendeinem Hotel, und am Sonntag ruft wieder die Pflicht, zu ihrem Acht-Stunden-Tag und dem Mann zurückzukehren, der zwanzig Jahre älter ist als sie, nicht trinkt, nicht tanzt, sie ernährt, und bei dem sie wieder nichts fühlt.

Sie glaubt, daß sie die Prostitution für immer an den Nagel gehängt hat, aber sicher ist sie sich nicht.

Sandra ist jetzt 22 Jahre alt.

Sie sieht aus wie 35.

Diese Geschichte ist keine Ausgeburt schauriger Fieberphantasien eines Journalisten. Ich habe lediglich versucht, ein möglichst objektiver Erzähler dessen zu sein, was mir die Hauptfigur(en) berichtet hat (haben). Selbstverständlich heißt sie nicht Sandra, denn ich möchte lieber nicht aufdecken, ob Sandra für eine oder mehrere Personen steht, und wer sie ist. Am wichtigsten ist nicht diese Frage, sondern die Tatsache, daß das Erzählte authentisch ist, daß sich die Begebenheiten hier in dieser Stadt zugetragen haben und noch immer zutragen, vielleicht mit gewissen Abwandlungen.

Für einige dieser Frauen geht die Sache noch schlimmer aus. Andere wiederum glauben, daß es ihnen besser ergehen wird, wenn sie ausreisen, im Gefolge ihrer feurigen Ehemänner, die sich dann bisweilen als weniger feurig herausstellen, als sie glaubten.

Für andere ist die Geschichte noch nicht zu Ende. Jeder kann sie sehen, in den Foyers der großen Hotels in den Hafenstädten und Touristenzentren. Einige von ihnen sind sehr schön, wie die Flamme eines Streichholzes in der Dunkelheit, und genauso schnell verlöschen sie auch. Möglicherweise sind sie intelligent, aber einen Touristen interessiert das nicht. Meist sind es Mädchen, die Schönheit für die höchste Gabe halten und sie einsetzen wie ein Bankräuber seine Pistole. Zumindest aber halten sie sich für überaus schlau, weil sie fünf- bis sechstausend Pesos im Monat verdienen – zwanzigmal soviel wie ein Ingenieur, fünfzehnmal soviel wie ein hochqualifizierter Chirurg oder ein Minister. Scheinbar ist das ein einträglicher Job, aber demjenigen, der das noch glaubt, empfehle ich, diese Geschichte von Anfang an zu lesen.

Bleibt hinzuzufügen, daß viele von ihnen im Gefängnis landen, wegen anstößigen Verhaltens, illegalen Devisenhandels oder -besitzes, Drogen etc., wenn sie nicht durch Selbstmord, eine Überdosis etc. enden. Dieses »etc.« ist für diejenigen, die diese Geschichte für krankhaft übertrieben halten. Es bedeutet, daß es noch schlimmere Dinge gibt, Dinge, die wir hier lieber nicht erzählt haben.

Wieviele Prostituierte gibt es in Kuba? Niemand weiß es mit Sicherheit.

Vielleicht sind es ein paar hundert, vielleicht tausend (eine sehr gewagte Zahl). Warum also an ein Thema rühren, das lediglich 0,01 Prozent der kubanischen Bevölkerung betrifft?

In erster Linie deshalb, weil das Drama von tausend Menschen keine statistische Zahl ist. Es sind die tausend individuellen Dramen jedes einzelnen dieser tausend Menschen. Die Revolution ist nicht nur zufällig humanistisch in Prinzip und Praxis. Das Drama eines jeden Menschen muß das Drama aller Menschen sein. Auch wenn eine von diesen tausend vielleicht gerade den Artikel liest und sich über den Journalisten amü

siert, der ihr Leben als Drama bezeichnet, während sie ihn für einen Heuchler hält. Vielleicht werden wir in zehn Jahren eine Übereinstimmung erzielen.

Überdies werden diese Mädchen von tausenden anderer Mädchen beobachtet, deren endgültiges Verhalten noch nicht fertig ausgeprägt ist. Nach aul3en hin sieht man nur die Pierre-Cardin-Kleider und die JulianCharles-Jeans, die in unseren Läden an Ausländer verkauft werden, nicht aber die ganze Schäbigkeit des Gewerbes.

Zweitens sind die Prostituierten, die Devisenschwarzhändler, die »Vollstrecker des Schwarzmarktes« meist die ersten Menschen, die der Tourist zu sehen bekommt, manchmal auch die einzigen. Sie geben ein verzerrtes Bild von unserem Land ab, doch wenn der Tourist seine Cuban souvenirs einpackt, dann packt er auch diese Realität mit ein, »seine« Realität, die er dann in seinem Land als »unsere« Realität verkauft, untermalt mit den Photos der Sandras und Dulces.

Drittens sind nicht nur 0,01 Prozent unserer Bevölkerung an diesem Geschäft beteiligt. Im Umfeld der Prostitution oder parallel dazu vollziehen sich illegaler Devisentausch, Schwarzmarkt, Paßfälschungen, Bestechung von Hotelbewachern, Pornographie, Drogenhandel etc., wenn nicht noch Schlimmeres. Bei entsprechendem Nährboden gedeiht jeder Keim. Hinzu kommen weitere Bereiche im Dienst der Prostitution: Taxis, Hotels, getarnte Absteigen, Nachtclubs etc. Wenn wir allein diejenigen einrechnen, die in Kuba auf dem Schwarzmarkt kaufen oder gekauft haben, dann läge die Zahl weit höhrer als 0,01 Prozent. Es ist kein Zufall, wenn in der Hauptstadt auf einmal eine Epidemie von bestimmten Pullovern ausbricht. Wenn man darauf achtet, kann man feststellen, daß sie zu Billigstpreisen in den Dollarshops verhökert werden.

Viertens gingen die bis April 1987 in Kuba aufgetretenen drei Aids-Todesfälle auf Sexualkontakte mit Ausländern zurück, und von den 14 Blutspendern, die als HIV-Träger ermittelt worden sind, haben sich 95 Prozent auf diesem Wege infiziert. Die restlichen 91 Infizierten haben sich im Ausland oder aber durch Kontakte mit Ausländern angesteckt. Überdies lag bei den 20.000 untersuchten Ausländern der Prozentsatz bei 0,55 Prozent gegenüber 0,016 Prozent bei den Kubanern. Insofern stellt die Prostitution ein erhebliches Gesundheitsrisiko für alle Kubaner dar, nicht nur für die, die sie praktizieren.

Wo liegen die Ursachen für dieses Phänomen?

Es wäre anmaßend (und dumm) von mir, zu versuchen, sämtliche Bedingungen zu klären, die ein junges Mädchen zur Prostitution treiben könnte, in einem Land, in dem keine Not herrscht. Es gibt zwei manichäische Antworten auf diese Frage:

1. Dieses Mädchen taugt zu nichts und wäre immer und überall Prostituierte geworden.

2. Die sozio-familiären Bedingungen waren ausschlaggebend dafür, daß sie diesen Weg ging.

Aus der vorliegenden Geschichte lassen sich verschiedene Faktoren ableiten:

Vernachlässigung in der Familie, unstabile Familienverhältnisse, Promiskuität, die auf unsere ernsten Wohnungsprobleme zurückgeht, Erziehungsschwierigkeiten, die durch ständigen Schulwechsel noch verschärft wurden, das Fehlen nachahmenswerter moralischer Maßstäbe in Sandras sozialem Umfeld, die Vernachlässigung durch die sozialen und Massenorganisationen, die sich manchmal mehr darum kümmern, ihre monatliche Sitzung rechtzeitig abzuhalten, die Arbeitspläne zu erfüllen oder die Beiträge einzutreiben, als sich durch die Einmischung in das soziale Verhalten ihrer Mitglieder Probleme aufzuhalsen; und schließlich Egozentrismus, Oberflächlichkeit, Leichtfertigkeit, Skruppellosigkeit und andere Charaktereigenschaften des Menschen, die Marti als »das Böse« bezeichnete. Deshalb meinte er: »Man muß an das Gute im Menschen glauben und dem Bösen in ihm mißtrauen. Man muß Raum schaffen für das Gute, damit es sich entwickeln und das Böse besiegen kann. Geschieht das nicht, so nimmt das Böse überhand.«

Schafft also unsere Gesellschaft Raum für den Sieg des Bösen? Nein, ganz im Gegenteil. Die übrigen 99,99 Prozent sind der Beweis.

Das Ziel liegt jedoch bei 0,00 Prozent Prostitution. Wie kann das gehen? Es gibt kein Rezept dafür.

Eine endgültige Lösung wird nur dann zu erreichen sein, wenn alle möglichen und wahrscheinlichen Ursachen beseitigt werden, wenn die Menschen anders werden.

Der vorliegende Artikel versucht nicht (und wenn er es versuchte, so würde es ihm nicht gelingen), das Problem zu lösen, sondern darauf aufmerksam zu machen.

Können wir etwas tun?

Ich denke, viel. Aus diesem Grunde erlaube ich mir, einige Fragen zu formulieren:

1. Wer verlangte in der Parteizelle, in der Sandras Vater organisiert war, in seinem Häuserblock oder an seinem Arbeitsplatz Rechenschaft über das Verhalten seiner Tochter?

2. Was taten die sozialen, politischen und Massenorganisationen zur Vorbeugung oder zumindest zur Umkehrung der Entwicklung? 3. Welchen Einfluß hatten die Schülerorganisationen als prägende Instanz auf Sandras Verhalten?

4. Welchen Einfluß konnten ihre Erzieher auf sie ausüben? Sie hat zwar häufig die Schule gewechselt, aber an jeder Schule gab es ja Erzieher.

5. Könnte unser Strafgesetzbuch die Prostitution nicht als Delikt einstufen anstatt als Verstoß gegen die öffentliche Ordnung, also als Vorstufe des Delikts, und dieses Verhalten härter bestrafen?

6. Würde es nicht zu einer Beseitigung der Prostitution beitragen, wenn die Überwachung verstärkt und diejenigen härter bestraft würden, die auf die eine oder andere Weise die Prostitution begünstigen und er**leichtern (Taxifahrer, Portiers, Hoteliers** etc.)? Dann würde die Komplizenschaft ein höheres Risiko mit sich bringen.

7. Wenn ein Mensch, dem Kuba Wohnraum,

Bildung und/oder einen attraktiven Arbeitsplatz bietet, unter Mißbrauch gewisser Ausländerprivilegien Devisenschmuggel betreibt oder auf dem Schwarzmarkt handelt, welche Verpflichtungen hat dann der Staat jemandem gegenüber, der die erwiesene Aufmerksamkeit so schlecht belohnt?

8. Bleiben die auf Kuba lebenden Ausländer völlig ungestraft, wenn sie in den für sie vorgesehenen Läden maßlose Einkäufe tätigen, die ganz offensichtlich für den Schwarzmarkt bestimmt sind?

9. Können nicht angesichts der Tatsache, daß eingeweihte Touristen überhöhte Mengen von Bluejeans und anderen, auf dem Schwarzmarkt hochdotierten Kleidungsstücken einführen, Zölle für die zeitlich nicht begrenzte Einfuhr auferlegt werden, so daß diese Praxis unrentabel wird?

10. Könnte man sich nicht mit einigen, in anderen sozialistischen Ländern eingeführten Praktiken befassen, um den Touristen den Devisentausch in den staatlichen Institutionen attraktiver zu gestalten?

11. Welcher Tourist kommt nach Kuba, um eine Stereoanlage, einen Videorecorder, einen Farbfernseher, einen Kühlschrank oder einen Ventilator zu kaufen, Artikel also, die über Jahre in den Dollarshops verkauft worden sind?

12. Wäre es undurchführbar, die Einfuhr von ausländischen Währungen, also Devisen in bar nach Kuba zu verbieten? Der Tourist würde dann mit persönlichen, nicht übertragbaren Kreditkarten oder Reiseschecks durchs Land reisen, die von der Nationalbank ausgestellt wären. Die nicht benutzten Schecks könnten bei der Ausreise auf dem gleichen Wege wieder umgetauscht werden.

Ich möchte noch eine Überlegung an diese Fragen anschließen: Die Dollarshops sind darauf ausgerichtet, dem Besucher einen besseren Service zu bieten und gleichzeitig Devisen ins Land zu holen. Wenn der Zweck auch löblich ist, so sind die Mittel es häufig nicht. Zugunsten unserer ideologischen Integrität, besonders bei den Jugendlichen, die noch im Entwicklungsprozeß stehen, sollten die zuständigen Stellen dafür Sorge tragen, daß die Dollarshops nicht zu Schaufenstern des Kapitalismus werden.

Ich möchte nicht schließen, ohne eine letzte Frage gestellt zu haben: Ist nur das Prostitution, was diese tausend tun? Ist nicht vielleicht auch der/diejenige eine Hure, der/die aus materiellen Interessen und nicht aus Liebe heiratet? Oder der/diejenige, der/die mit der Chefin/dem Chef ins Bett geht, um seine/ihre Aufstiegschancen zu verbessern, oder um einen begehrten Platz zu ergattern, oder um die schwierigste Prüfung zu bestehen? Prostituiert nicht auch derjenige seine Prinzipien, der wie die Affen in der Fabel nichts hört, nichts sieht, nichts sagt, obwohl er die Probleme in seiner Umgebung kennt, und der so ein paar Stufen in der Be liebtheitsskala seiner unmittelbaren Vorgesetzten hinaufklettert?

Es gibt viele Wege, sich zu prostituieren. Dazu braucht man nicht unbedingt eine Frau zu sein und sich beim Habana Libre herumzutreiben .

Konkret 09/88, S. 42

Detlef zum Winkel

Die Perle in der Schau

Das Highlight des Tages, an dem der Hessische Landtag sich auf Diät setzte

Frankfurt, 29.7.88. Gestern hat der hessische Landtag sein sogenanntes umstrittenes Diätengesetz wieder aufgehoben. Das Volksstück mit hohem Unterhaltungswert, in dem sich zwei untadelige Präsidenten opferten, ohne je das Vertrauen der Landtagsmehrheit verloren zu haben, gipfelte in einer parlamentarisch-fundamentalistischen Nieder-mit-Weg-mit-ersatzlosen Streichung und das auch noch einstimmig. Der Sieg der Grünen wird nicht einmal von den Altparteien angefochten, und Joschka Fischer kann sich zurecht als Oppositionsführer feiern lassen.

Heute hingegen sucht mensch vergebens die Perlen der Show in der Berichterstattung der Tagespresse. Die wirklich guten Lacher werden unterdrückt, und so hängt es an mir, die Bürde der Geschmacklosigkeit auf mich zu nehmen und Informationsgleichheit für alle Mitmenschen herzustellen, die außerhalb des Sendebereichs des dritten hessischen Fernsehprogramms leben müssen.

Kurzum, ich hatte den Finger schon am Aus-Knopf, als Fischer eine genüßliche Demontage Walter Wallmanns beendete und etwas gespreizt auf seinen Sitz zurückging. Der folgende Redner war schon aufgestanden und verharrte noch einen Moment zwischen den Reihen, auf daß sich der Beifallssturm der grünen Fraktion lege. Da ertönt vom Präsidium der schlichte Satz: »Das Wort hat der Abgeordnete Nassauer von der CDU-Fraktion.« Nein! DOCH!! Die Kamera starrt auf achtzig, neunzig MdL-Augenpaare und umgekehrt. Keiner verzieht die Miene.

Und ich bin so dankbar, daß ich das erleben durfte. So ein treffendes Wort, so ein schöner Moment halten einen für eine volle linksradikale Politsaison bei Laune.

Es spricht jetzt Herr Nassauer zur Frage der Diäten. Dieser Mut der CDU-Fraktion, diese Coolness, mit der die Partei den Augenblick ansteuerte und passierte – Achtung, jetzt kommt's, nichts anmerken lassen und... durch! Wirklich faszinierend. Nicht daß man einen Meier oder Schulze vorgeschickt hätte, nein, die Fraktion steht zu ihrem Vorsitzenden, und der – das ist das Irre an der Situation – will nicht mehr zum Abgreifen stehen, obwohl es ihm in den Fingern juckt, muß aber zu seinem Namen stehen, für den er nichts kann. Oh nomen, oh nomen. Welch eine Koinzidenz von System und Zufall! Und welch eine Solidarität der Meute, die beinhart die Fassade wahrt.

Der weitere Verlauf der Sitzung war ansprechend, mußte aber vor diesem Gipfel von Glasnost verblassen (der interessante Begriff bedeutet ja, wenn ich das richtig verstehe, keineswegs Aufrichtigkeit, sondern Transparenz oder Durchsichtigkeit und somit etwas viel Besseres). Herr Nassauer erklärte, warum die Wendepartei ungefähr ein halbes Dutzend Teilrückzüge angetreten hatte, um die Kapitulation zu vermeiden, die er jetzt – räusper – in Ordnung fand, weil vom verehrten Herrn Ministerpräsidenten angeordnet. Aber sowas von lustlosem Redner. Sowas von zur Anwesenheit verdonnerten MdL'lern. Scheißspiel. Wäre man doch im Urlaub nicht auffindbar gewesen wie Welteke in seinem Wohnmobil im Elsaß oder Görlach beim Hochseeangeln in Alaska. Statt geschmiert war man angeschmiert und mußte es auch noch aussitzen. Dafür entschuldigte sich Herr Nassauer bei den Familien der Parlamentarier. Und die Live-Übertragung zeichnete bei einfacher Bildführung eine nicht mal unkomplizierte Geschichte auf, die hinreißend gespielte Umkehrung von des Kaisers neuen Kleidern: Alle waren angezogen und fühlten sich nackt.

Konkret 09/88, S. 44

Peter Krauß

Der Totluftsee

Wenn sie dürften, würden die Frankfurter Honoratioren dem Brandstifter Michael Wortha ein Denkmal setzen. Denn so heftig wie beim Anblick der rauchenden Trümmer ihres Opernhauses haben sie schon lange nicht mehr vom großen Geschäft geträumt

Die Mitteilung. 6 Uhr 40 in der Früh, dem Mann werden Handschellen angelegt. Ein Beamter des 1. Polizeireviers hat seine Dienstwaffe gezückt. Die Zeitungen werden schreiben, mittels einer Fangschaltung konnte der Tatverdächtige ausfindig gemacht werden. Das ist unwahr. 6 Uhr 30, es ist der Morgen des 12. November 1987. Michael Wortha steht in der Telefonzelle Ecke Seiler/Klapperfeldstraße und wählt über den Notruf 110 das hiesige Polizeipräsidium an. Er hat eine Mitteilung zu machen.

*

Lunkewitz, Bernd F. (Makler): Am Morgen hatte mir meine Haushälterin gesagt, die Oper brennt. Da war ich erstmal total entsetzt, weil ich natürlich sofort dachte, die Alte Oper brennt. Ich war richtig erleichtert, als ich hörte, daß das das andere Ding ist. Ich hab gedacht: Naja, das soll abbrennen. Das ging witzigerweise glaube ich 90 Prozent der Bevölkerung so.

Bubis, Ignatz (Bauunternehmer und Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde Frankfurt): Gleich nach dem Brand haben wir uns so unterhalten. Da sagte ein Makler: Das wäre ein Hochhausgrundstück, so aus Scherz. Da fing ich an zu denken...

Lunkewitz: Das Bekleidungshaus Häcker gab eine Gala, die eigentlich dem Wiederaufbau der Paulskirche dienen sollte. Zwei oder drei Tage vorher war aber die Oper abgebrannt. Da hat der Häcker den Bestimmungszweck für den Scheck umgeändert – zum Wiederaufbau der Frankfurter Oper. Hernach im kleinen Kreis der Honoratioren sagte ich dann zu dem Hilmar Hoffmann, der wie Helmut Schmidt weiland bei der Hamburger Flutkatastrophe wirkte: Sag mal, das kann doch nicht wahr sein, wir spenden zwar jetzt alle, und das find ich auch ganz toll, aber dann muß man doch diesen Brand auch als Chance begreifen.

Hoffmann, Hilmar (Frankfurter Kulturdezernent, SPD): Da hab ich erstmal blöd aus der Wäsche geguckt, als der Lunkewitz gesagt hat, die Stadt solle doch das Luftbaurecht verkaufen. Und während der das erläutert hat, kam der Bubis dazu, und der hat das dann am nächsten Tag auf dem FDP-Parteitag verkündet.

Lunkewitz: Was heißt, Bubis hat mir die Show geklaut, die Idee. In Fragen des geistigen Eigentums habe ich wie Brecht eine sehr laxe Einstellung.

Bubis: Ich fand dieses Haus schon immer häßlich. Das sah schon fast wie eine Lagerhalle aus. Als dieser Brand geschehen war, habe ich überlegt, lohnt es sich dann nicht abzureißen und neu zu bauen. Es ist das wertvollste Grundstück Frankfurts, und ich wußte zu diesem Zeitpunkt schon, daß die Dresdner Bank dringend Flächen sucht, dringendst. Auch bei der Commerz Bank ist's inzwischen sehr eng geworden. Da dachte ich, die Stadt müßte doch ein Erbbaurecht vergeben, für ein oder zwei Türme obendrüber, dafür würde bei einem Grundstückswert von etwa 400 Millionen Mark jede Bank und jede Versicherungsgesellschaft bereit sein, 20 Millionen Erbbauzins zu zahlen, jährlich.

Emmerich, Gerhard (Strafverteidiger): Der wird psychiatrisiert werden, und es ist fast sicher, daß der Mann zumindest ne seelische Störung hat, was zu einer verminderten Schuldfähigkeit, 21 StGB, führt und auch weil er gerade übermüdet war, nimmt die Strafe über 49 StGB um ein weiteres Viertel ab, also nur noch dreiviertel der im Gesetz angedrohten Höchststrafe. Dann sind wir bei siebeneinhalb Jahren. Dann würden Sie hier auch nie die Höchststrafe bekommen, so daß ich also von meiner Konzeption her auf fünf Jahre hinaussteuere. Zwei Drittel muß er davon nur absitzen, das ist obligatorisch, 57 Absatz Eins StGB, bei Ersttätern. Bleiben 40 Monate, abzüglich die U-Haft und davon wieder ein Teil im offenen Vollzug.

*

Der Einstieg. Seit Stunden irrt Wortha durch die Stadt. Um 3 Uhr 18 lösen die Feuermelder im Zuschauerraum des Opernhauses am Frankfurter Theaterplatz Alarm aus. Wortha findet einen Fluchtweg ins Freie. Mit einer Zeitung steckt er die Holzverkleidung eines Raumes in Brand. Er läuft weiter. Er ist hungrig. Er steht in einem Raum. Spinde, ein Fernseher, ein leerer Kühlschrank. Durch ein unverriegeltes Kippfenster im Parterre des Opernhauses steigt er in das Gebäude ein.

*

Lunkewitz: Wenn man jetzt sagt, die Oper und dieser ganze Kulturbereich sind großbürgerlich, dann sollen es die Großbürger halt auch bezahlen. Wenn sich die Dresdner Bank und wie sie alle heißen, bereit erklären, 300 Millionen Mark auf den Tisch zu legen, dann wäre ich dafür, daß man den ganzen Rotz, der da steht, abreißt, und dort wirklich einen esoterischen Tempel mit besten Architekten, mit besten Materialien baut und der Eintritt ist kostenlos.

Bubis: Nach 60 Jahren würde das Hochhaus in Besitz der Stadt übergehen. Wir haben doch eine schnellebige Zeit. In Amerika ist die Durchschnittsüberlebensdauer eines Hochhauses 25 bis 30 Jahre, dann kommts weg, dann kommt ein neues hin.

Hoffmann: Ich hab dem Magistrat vorgeschlagen, und der ist auch darauf eingegangen, daß wir so schnell wie möglich dort an Ort und Stelle wieder aufbauen, weil ich –

Bubis: Der Kulturdezernent, der sich dabei ein Lächeln nicht verkneifen kann, indes an einen Magistratsbeschluß gebunden ist, der würde mitmachen, der traut sich bloß nicht.

Hoffmann: Weil ich ein Provisorium länger als zweieinhalb Jahre nicht riskieren kann durchzuhalten. Dann laufen mir alle wichtigen Leute weg. Gary Bertini und vor allem William Forsythe, was ganz schlimm wäre, weil dessen Ballett ist derzeit das bedeutendste in Europa. Der würde nicht bleiben. Wichtige Schauspieler, wichtige Sänger, wichtige Dramaturgen halten nicht länger ein Provisorium durch als zwei Jahre.

Bubis: Sicherlich würde zwischen einem Neubau und dem Wiederaufbau eine zeitliche Differenz von drei Jahren liegen, nur, wenn ich mit der Oper städtebaulich das 21. Jahrhundert einläute, dann muß ich in Kauf nehmen, daß das ein bißchen länger dauert und daß der eine oder andere aus dem Ensemble weggeht.

Hoffmann: Dann würden die Leute sagen: Wenn wir fünf Jahre auf Oper verzichten können, können wir überhaupt auf Oper verzichten.

Bubis: Aber umso mehr werden sie später wiederkommen wollen. Wenn diese großartige Chance vertan wird, kann 50 Jahre lang nichts mehr passieren.

Hoffmann: Das was wir jetzt aufbauen, wird die Zukunft der Oper sein.

Bubis: 1400 Plätze sind heute zu wenig. Ein modernes Opernhaus braucht heute 1800 und darüber. Und dafür wäre jetzt alles möglich. Inzwischen heißt es, die Kosten für die Instandsetzung liegen bei 180 Millionen, und ich kenne diese Schätzungen, am Ende werden es 300 Millionen werden, und für diesen Betrag steht die alte Kiste, wie sie früher war, mit ein bißchen mehr Politur wieder da.

Haverkampf, Hans-Erhard (Frankfurter Baudezernent, SPD): Man denkt ja als Politiker oft in starkem Maße in Symbolen und Mythen, und deren gibt es nicht so viele, dazu gehört eben der Phönix aus der Asche.

Bubis: Das Grundstück ist heute das Herzstück der Stadt, das abends nach 20 Uhr völlig tot ist. Um 22 Uhr, wenn die Leute das Theater verlassen, ist noch mal eine viertel Stunde Bewegung, dann ist wieder alles tot.

Hoffmann: Die Oper ist ein Objekt, mit dem sich die Leute identifizieren sollen, nicht mit irgendeinem Hochhaus, wo dann auch eine Oper ist, also wie ein Supermarkt der Kunst. Wir haben nicht das Geschäft der Spekulanten zu betreiben.

Emmerich: Natürlich, das ist ein Argument. Die Tatsache, daß hier ein hoher Schaden da ist, schraubt die Strafdrohung hoch. Aber, das wars dann auch schon. Was haben die sonst? Da macht einer sich ein Feuerchen – ja und?! Ob einer bei IKEA ansteckt oder die Oper, wo ist da der Unterschied?

*

Der Erkundungsrundgang. Von 18 bis 14 Uhr an diesem Tag verbringt Michael Wortha die Zeit in der städtischen Bibliothek. Er blättert in Zeitschriften, schmökert so vor sich hin. Seit 8 Uhr ist er auf den Beinen. In der Bahnhofsmission stellt man ihm eine Tasse Kaffee hin . Die Nacht vom 11. auf den 10. November verbringt er auf einer Bank in der Bahnhofshalle.

*

Hoffmann: Man kann nicht so ein wichtiges Institut wie die Oper in ein Hochhaus einsperren, das machen nicht mal die Amerikaner.

Bubis: Ich bin ja im Kreis- und auch Landesvorstand der FDP. Und ich habe das auf einer Mitgliedsversammlung so in den Saal dahin gesagt. Zuerst gab es großes Gelächter – Bubis & Hochhäuser. Aber nach zehn Minuten waren die alle von der Idee begeistert.

Hoffmann: Wir machen doch hier keine sozial- oder christdemokratische Kulturpolitik, sondern eine Kulturpolitik des Frankfurter Magistrats zum Nutzen der Frankfurter Bevölkerung.

Bubis: In neun Monaten sind Kommunalwahlen !

Hoffmann: Ich hab ja einen ganz anderen Vorschlag gemacht, und bitte den mal zu bedenken: daß wir parallel zu dem Wiederaufbau der Oper hier am Main irgendwo beim Schlachthof eine Oper bauen, sozusagen als Verlängerung des Museumsufers. Dazu brauchen wir mindestens sieben Jahre. Bis das ganze Bebauungsrecht geändert ist, bis eine internationale Ausschreibung gemacht ist, bis ein solches 350-Millionen-Projekt dann steht. Und wenn das dann fertig ist,

dann zieh ich aus dem Opernhaus raus in die neue Oper des 21. Jahrhunderts. Dann können se det Gelände haben. Dann können die da ihre vier Klötze reinhauen und ihr Hochhaus draufstellen.

Dannenberg, Peter (Stellvertreter von Gary Bertini Intendant der Frankfurter Oper): Faktisch ist es ja so, daß sehr schnell nach dem Brand entschieden wurde, das Ding wieder aufzubauen, eine Nachdenkensphase sich eigentlich gar nicht genommen wurde.

Hoffmann. Wer meine Oper finanzieren soll? Na die, die das Hochhaus bauen wollen. Die brauchen doch nur auf ihren Computerknopf zu drücken, und auszurechnen, was sie in den nächsten zwanzig Jahren mit dreißig Etagen verdient haben, dann sind die 350-Millionen für die Oper am Schlachthof ein Klacks.

Emmerich: Volkswirtschaftlich ist das ja ein Glücksgriff, der ganze Brand. Dem gehört ja noch was raus. Ich habe mal überlegt, wer an dieser Sache alles verdient, von mir mal ganz zu schweigen. Wobei ich finde, mein Mandant müßte bei der Wiedereröffnung der Oper in der ersten Reihe sitzen – im Freigang.

*

Die Landung. Gegen Mitternacht findet er sich im Hauptbahnhof ein. Der Brand richtet keinen nennenswerten Schaden an. In der Nähe des Frankfurter Nobelhotels »Frankfurter Hof« steckt Wortha um 23 Uhr einen Müllcontainer an. Das erneute Feuer geht ohne menschliches Dazutun wieder aus. Gegen 22 Uhr zündet Wortha vor dem Büro der Fluggesellschaft »Air Lanka« in der Bethmannstraße Papier an. Als er aus dem Kino kommt, ist es bereits dunkel. Dreimal hintereinander guckt er in einem Lichtspielhaus in der Kaiserstraße einen Kung-Fu-Film an. Was soll er hier in Frankfurt anstellen? Wohin? Er kennt keine Menschenseele Noch niemals zuvor in seinem Leben war er in dieser Stadt. Mit der S-Bahn fährt er zum Hauptbahnhof. An Bord Michael Wortha. Am Nachmittag landet die Maschine aus Amsterdam in Frankfurt Rhein-Main.

*

Bubis: Der Oberbürgermeister selbst hat es mir erzählt, daß ihm die Dresdner Bank 250 Millionen für das Grundstück angeboten hat.

Hentzner, Fritz (persönlicher Mitarbeiter von Wolfgang Röller, Vorstandssprecher der Dresdner Bank): Das erscheint mir ein bißchen aus der Luft geholt, was der Bubis da behauptet. Aber okay, der wirds wissen.

Haverkampf: Das ist natürlich ein enormer Prestigegewinn, wenn man auf dem Boden einer ehemaligen Kultur- und Kultstätte seinen Spargel nachher hochsprießen läßt, das hat für die Banker einen besonderen Reiz.

Hentzner: Ich hab in der Sache überhaupt keinen Wissensstand, das mal vorausgeschickt.

Haverkampf: Der Druck der Wirtschaft war da, mit dem diskreten Charme des Bankers. Die haben sehr wohl gesehen, daß es da sehr viele Zwänge gab, nicht zu handeln.

Lunkewitz: Banker sind sehr scheue Tiere. Wie Rehe. Wenn nur irgendwas im Unterholz raschelt, flüchten die sofort.

Hentzner: Sicher bin ich vertraut, aber ich werde Ihnen keine Informationen geben.

Hoffmann: Unsere Banken sind uns wichtig genug, daß wir für die schon was finden. Aber wir müssen deswegen kein Opernhaus abreißen.

Hentzner: Sprechen Sie doch mit unserem Pressesprecher, dem Doktor Vielmetter, das ist seine Zuständigkeit, der kann Ihnen sicherlich den einen oder anderen Hinweis geben.

Bohlinger, Günther (Vorsitzender Richter der 4. Großen Kammer beim Frankfurter Landgericht): Wir haben versucht, zu verhindern, daß die Presse an ihn herantreten und sich mit ihm unterhalten kann. Ich muß Ihnen ehrlich sagen, wir haben keine rechtliche Handhabe, das zu verhindern.

Lunkewitz: Der Kampf um so ein Hochhaus ist den Banken einfach zu viel Theater. Banken, die hier in Frankfurt ein paar Häuser haben, für die ist das doch alles nur peanuts. 100 Millionen Mark, das ist für die ein Klacks.

Bohlinger: Das verstehen Sie nicht? Der Prozeß soll in der Presse nicht vorweggenommen werden.

Emmerich: Ist dummes Zeug. Der Wortha hat da ein ganz realistisches Verhältnis dazu, zu seiner Vermarktung. Der sagt mir ja: Sehn se, wo se was rausschlagen könne für mich, ja, weil wenn ich hier mal rauskomme, möchte ich nach Sri Lanka, bumm, ja, also, wenn er das so will. Und, das wird ja immer gesagt, stimmt aber nicht: Das schadet seiner Verteidigung ja in keiner Weise. Es bleibt bei den normalen Beweismitteln.

Vielmetter, Walter(Pressesprecher der Dresdner Bank): Das ist mir alles gänzlich ungeläufig. Der Hentzner ist ja wirklich der erste Mann von Herrn Röller, der ist den ganzen Tag mit dem zusammen, wenn der nichts weiß, dann stimmts. Wenn der nichts weiß, weiß ich auch nichts.

Bohlinger: Nehmen Sie mirs nicht übel, aber, hähä, ich, bin also, ä, nicht Strafrechtslehrer hier, um ne Vorlesung zu halten, ich hab also noch andere Sachen zu tun, ja, und wenn Sie ganz allgemeine Auskünfte dieser Art möchten, ja, dann entweder einen Rechtsanwalt oder sonstwas, nicht wahr, verstehen Sie mich recht.

*

Die Heimreise. Dort hat er Anschluß nach Amsterdam. Von Colombo geht ein Billigflug nach Karachi. Die bundesdeutsche Botschaft streckt ihm nach langem Hin und Her die Kosten für ein Flugticket nach Deutschland-West vor. 3000 Mark weg. Unbekannte rauben ihn aus. Drei Wochen will er hier auf Sri Lanka bleiben, einen Freund besuchen.

*

Karlson, Rolf (Allianz-Versicherung Frankfurt): Wir gehen davon aus, daß 100 Millionen, Gebäude und Inhalt, nicht überschritten werden.

Emmerich: Am Anfang hat gleich ne Zeitung was bezahlt, und er war da auch selbst daran interessiert. Summen möchte ich keine nennen.

Karlson: Wenn das nun ein vermögender Mann gewesen wäre, könnte man einen Regreß versuchen, aber da ist überhaupt nichts drin, da ist überhaupt nichts drin. Der wird wahrscheinlich verurteilt wegen vorsätzlicher Brandstiftung, aber das nützt uns nun herzlich wenig.

Emmerich: Das hat mir auch wirklich schlaflose Nächte bereitet. Ich dachte, das ist Scheiße, was da steht, das ist ganz großer Mist. Aber da war das Kind eben schon in den Brunnen gefallen. Ja, natürlich hat er das Ding gelesen. Na was heißt glücklich? Glücklich war er darüber nicht, aber nem geschenkten Gaul guckt man nicht... – ich hab dem ja vorher klar gesagt, was los ist. Ich hab gesagt: Entweder Sie schreiben das, dann kriegen Sie Geld, dann führen Sie hier oben, relativ, ein angenehmes Leben, machen Sies net, dann führen Sie halt ein anderes Leben.

Karlson: Es ist ja nicht so, daß wir, die Frankfurter Allianz, den Vertrag allein haben, wir haben nur die Führung. Es gibt einige andere Gesellschaften, die an diesem Vertrag beteiligt sind. Nehmen wir mal an, daß ein Jumbo runtergeht, dann ist das ein Schaden von vergleichbarer Größenordnung, und dieses Risiko ist breit gestreut, das heißt auf viele Versicherer, die mit bestimmten Quoten hieran beteiligt sind. Und dahinter steht dann ja auch noch ein Rückversicherungsmarkt. Und dort können die Gesellschaften auch wieder rückversichert sein, so daß ein solcher Riesenschaden eigentlich keine Gesellschaft in Schwierigkeiten bringt.

Emmerich: Ich kenn den Chef, den Chefreporter von der Abendpost/Nachtausgabe sehr gut, den Gräbner, aja, manus manam lavat. Die Fälle, die großen, die ich bisher hatte, die standen immer in der Zeitung. Immer. Sie kriegen dadurch Anrufe, neue Fälle. Wenn Sie oft in der Zeitung mit Namen erwähnt werden, worauf Sie wirklich achten müssen, das macht sich mit der Zeit bezahlt.

*

Das Ranschaffen. Im Oktober 1987 fliegt er nach Colombo. Monatelang kratzt er sein weniges Geld zusammen arbeitet, um im Herbst zu verreisen. Von der Fischstube wechselt er nach anderthalb Monaten in die Münchner Gaststätte »Leopold«. In München am Isartor findet Wortha als Küchenhelfer in einer Fischstube Arbeit. Das Sozialtherapeutische Institut in München-Karlsfeld, eine Anlaufstelle für entlassene Strafgefangene, vermittelt ihm einen Hilfsjob. Davon kann man nicht leben. 120 Mark. Das Institut, in dem er einquartiert wird, zahlt ihm ein monatliches Taschengeld.

*

Hoffmann: Der Baudezernent ist in der Sache mein wichtigster Partner. Der muß mir das Ding ja wieder hinbauen.

Dannenberg: Um es mal ganz klar zu sagen: Wir, die Kunst und das Theater, sind an solchen Entscheidungen überhaupt nicht beteiligt. Das sind einzig und allein politische Entscheidungen.

Bubis: Der Oberbürgermeister könnte sich mit unserer Idee vom Opern/ Hochhaus ein Denkmal errichten.

Haverkampf: Aber dazu wird es nicht kommen. Das ist ganz einfach. Das ist aus klimatischen Gründen nicht möglich. Ein Windkanalversuch aus dem Jahr 75 hat ergeben, das hatten die Herrn alle wieder vergessen, daß dieser Bereich die Tendenz hat, zu einem Totluftsee zu werden. Ein Hochhaus dort wäre dann sozusagen der Korken auf der Flasche.

Lunkewitz: Ich hab schon viel Blödsinn gehört, nur bei Hochhäusern von Totluftseen zu reden, das ist der allergrößte Blödsinn.

*

Der Grenzgang. Februar 87. Die Behörden der DDR schieben Michael Wortha wieder in die Bundesrepublik ab. 18 Monate sitzt er in einem Gefängnis. Er erhält Straferlaß. Ein Gericht verurteilt ihn zu 22 Monaten. Wortha wird von Sicherheitsbeamten inhaftiert und aufgegriffen. Er ist hier in die DDR zurückgekommen, um einen Freund in den Westen

zu bringen. Er schafft es. Im Frühjahr 1985 dringt Wortha von Westdeutschland her kommend illegal über die befestigten Grenzanlagen in der Nähe der bayerischen Stadt Hof in die DDR ein.

*

Haverkampf: Es gibt hier in der CDU sehr starke Kräfte, die den Weg eines tiefen Schlucks aus der Pulle des Kapitalismus nicht gehen wollen, wegen der gefährlichen symbolischen Wirkung, die so ein Projekt haben kann. Zwar ist man heute da unempfindlicher in dem Bereich, aber das kann auch völlig kippen. Gerade weil Frankfurt so eine Gratwanderung macht zwischen Stadt des Kommerz und auch des größten Kulturhaushaltes der Bundesrepublik, da schwappt das dann wieder in Richtung Manchester-Kapitalismus.

Bubis: Der Oberbürgermeister fürchtet Gesichtsverlust, wenn er lernt. Mir haben Stadtverordnete seiner Partei, der CDU, gesagt: Wir begreifen den Oberbürgermeister Brück nicht.

Lunkewitz: Als Immobilienmakler kann ich nur sagen: Wenn die Stadt das nicht macht, um so besser, das treibt nur die Preise für die vorhandenen Büroflächen in die Höhe. Je weniger Konkurrenz, je besser. Ich hab einige tausend Quadratmeter Bürofläche.

Bubis: Jetzt, wo das Tonband aus ist, kann ich Ihnen es ja sagen: Die CDU, die können Sie total vergessen. Das sind alles Zyniker, die nicken alle nur dem Oberbürgermeister zu. Und der nickt mit sich selbst.

*

Das Entkommen. Die Polizei läßt ihn im Dezember 1984 laufen. Sie weiß keine Verwendung für ihn. Die Hauseigentümerin, eine Ärztin, verzichtet auf eine Strafanzeige. Michael Wortha wird dabei ertappt, als er gerade in ein Verwaltungsgebäude der bayerischen Gemeinde Bad Aibling einzusteigen gedenkt. Ohne rechtes Ziel streunt er durch die Gegend. Keine besonderen Funde. In ein leerstehendes Haus, das er auftut, dringt er ein. Es ist kalt. Schnee. Wortha ist abgebrannt. Er kommt noch einmal so davon. Die Münchner Beamten, von der Geschäftsleitung herbeitelefoniert, sind ratlos. Michael Wortha erzählt ihnen seine Geschichte. Zechpreller! Die Wirtin greift zum Telefonhörer. Er kann nicht zahlen. Für den Betrag von zwanzig Mark ißt er eine Mahlzeit und trinkt ein Bier. Und warm ist es. Man soll hier vernünftig essen können. Er betritt das Münchner »Hertie«-Kaufhaus.

*

Schroers (Sprecher der Frankfurter Staatsanwaltschaft): Da steht drin, wie nach unserer Vorstellung die Tat abgelaufen ist und daß er den Brand gelegt hat. Was soll denn sonst noch drinstehen, in der Anklageschrift? Was stellen Sie sich denn vor, was da sonst noch drinstehen kann, in Ihrem Schweizer Hirn hätt ich bald gesagt, haha... Sicher sind da auch Zeugenvernehmungen drin.

Emmerich: Reich werden Sie sicherlich nicht mit. Was mich an solch einem Fall reizt, ist mit zwei Worten gesagt: Ich lebe davon, daß ich Leute verteidige. Ich verteidige alles, was kommt. Leute die zahlen, verteidige ich. Gucken sie, in Strafsachen gibts eine Besonderheit: da dürfen Sie freie Honorarvereinbarungen treffen.

Schroers: Das kann ich Ihnen nicht sagen, was der dafür – warten Sie mal, muß ich mal im Gesetz gucken. Warten Sie mal, Augenblick, ... das ist Brandstiftung ... 306 ... Strafgesetzbuch ... mhhmmhh ... 306 gibt es ... von einem Jahr bis fünfzehn Jahre.

Emmerich Ach du lieber Gott, ich kanns Ihnen genau sagen. Für das komplette Vermittlungsverfahren, d. h. vom Tag der Verhaftung bis zum ersten Verhandlungstag, sie werden's mir nicht glauben, 200 Mark. Fürn ersten Verhandlungstag 400, für jeden weiteren 310.

Schroers: Jetzt haben Sie im Schnelldurchgang das deutsche Strafprozeßrecht kennengelernt. Kommentare? Also die sind für Sie nutzlos, das verstehen Sie nicht. Entschuldigung, aber das verstehen nur die Juristen.

Emmerich: Das ist ganz einfach. Gucken Sie, ich hab da oben in Preungesheim durchschnittlich um die 30 Leute sitzen, nur in U-Haft. Davon geht natürlich immer eine gewisse Propagandawirkung aus. Guck mal, ich will Ihnen eins sagen. Solche Sachen, sind ma doch mal offen, die sind so publicityträchtig, ja, da ist mir doch scheißegal, auch wenn ich nix bekäm dafür, würd ichs machen.

Bohlinger: Ich hoffe, daß wir im August mit der Geschichte über die Bühne kommen, nicht wahr.

Emmerich: Natürlich sind die Richter geil. Brandstiftung hat immer was mit Geilheit zu tun. Die Richter, das sind retardierte Persönlichkeiten.

Bohlinger: Die Verhandlung selbst? Das kommt ganz darauf an. Das kann in einem Tag passieren.

Emmerich: Da hat er sich aber vertan, aber nicht mit mir.

*

Der Rausschmiß. Als Honigvertreter reist Wortha übers Land. In Männerwohnheimen in München und Stuttgart findet er vorübergehend Unterkunft. Im hohen Bogen wird er vor die Tür gesetzt. Er nimmt Anstoß an den dubiosen Geschäftsmethoden. In Trier fängt er als Drücker bei einer Firma für Zeitschriftenwerbung an. Es hält ihn nichts mehr in Passau. Die freie Zeit verbringt er in Kinos und mit der Lektüre philosophischer Schriften. Unpünktlichkeit sagt der Chef. Wieder steht er vor der TÜL sei einer Baufirma im bayerischen Passau findet der gelernte Betonfacharbeiter bald einen Job.

*

Hoffmann: Meine kulturpolitische Perspektive geht auf das Jahr 2000. Jeder zweite Bundesbürger wird dann, statistisch hochgerechnet, ganztägig über freie Zeit verfügen. Dafür muß ich heute die materielle, die kulturelle Infrastruktur herstellen. Welche Stadt ist für diese totale Freizeitgesellschaft denn gerüstet? Wir sind's.

Lunkewitz: Da ich in Frankfurt kein ordentliches Angebot an Bühnen habe, fliege ich eben relativ oft nach London, das ist einfach wahnsinnig toll.

Emmerich: Ich sags Ihnen ganz ehrlich, das geilt mich auch auf, der Fall.

Hoffmann: Der Wortha? Also das ist doch ein pathologischer Fall, den kann ich doch nicht zum Prototyp meiner Klientel im Jahr 2000 machen.

Emmerich: Der sitzt da oben und schreibt an einem Roman. Der denkt wohl, das seine, in Anführungsstrichen, Popularität dazu hilft, daß dieses Stück veröffentlicht wird, wobei das eigentlich eher für den Gutachter interessant ist, aber gut. Der lebt in ner Traumwelt, ganz klar. Dann kommt er raus. Und entweder er geht nach Sri Lanka, oder steckt wieder was an, ha, ha, ha.

Bohlinger: Das japanische Fernsehen hat sich schon interessiert und weiß der Teufel was alles, denen konnten wir das alles ausreden, auf friedlichem Wege.

Emmerich: Was, das japanische Fernsehen? Woher wissen Sie denn das? Sitzen die hier in Frankfurt, wissen Sie das? Das werde ich ja sofort herausbekommen, in zehn Minuten weiß ich das. Morgen, gleich morgen. Das wär ja gelacht. Wenn der Richter gesagt hat, er konnte den Japanern das noch gerade ausreden, dann werde ich es ihnen eben wieder kräftig einreden.

*

Der Freikauf. 1983 läßt sich Michael Wortha bei Verwandten in Passau nieder. Die Bundesregierung kauft ihn frei. Er sitzt in einem Gefängnis in Cottbus ein. Eine Strafkammer der DDR-Justiz verurteilt ihn zu 18 Monaten Haft. In der Nähe des Brandenburger Tores in Ost-Berlin demonstriert er 1981 mit einem Plakat um den Hals für seine Ausreise in den Westen. Ich will lieber im Westen untergehen, als mich stolz blindes Eigentum des Staates nennen zu lassen, sagt er. Mit mäßigen Noten macht Wortha seinen Lehrbrief als Betonfacharbeiter Kurz vor dem Abitur geht er von der Oberschule ab. Mit den Lehrkräften streitet er sich über politische Wege und Ziele. In Apolda, einer Kreisstadt in Thüringen, kommt Michael Wortha als Sohn eines Arbeiters und einer Hausfrau zur Welt. 1961.

*

30 Minuten unter 6 Augen. Im ersten Moment sieht der Bau aus wie ein zu groß geratenes Parkhaus. Aber dann bleibt das Auge in Stacheldrahtschlingen hängen, die aus den Betonwänden wuchern. Autos werden hier keine abgestellt. Menschen.

Nach einer Stunde ist die Reihe an mir, vor mir ein Schalter aus Panzerglas. Metalldetektorschleuse, Gitter, Tore, Türen, Sperren, Milchglasbausteine. Mein Tonbandgerät hat der Beamte am Metalldetektor einkassiert. »Wo wolln Sie denn damit hin?«

Wir befinden uns hier in einer Sicherheitszone. An der Wand hängt nicht ein Handfeuerlöscher, es hängen drei Stück nebeneinander. Gefahr im Vollzug, sozusagen. Zwei Stunden warte ich nun schon hier. Ob mich Michael Wortha, der hier in U-Haft einsitzt und auf seinen Prozeß wartet, überhaupt sehen will, mit mir zu sprechen bereit ist, selbst das ist fraglich. Alle 14 Tage darf jemand zu ihm. 60 Minuten Besuchszeit hat mir der Richter Bohlinger gewährt, der zuständige Beamte im Gefängnis macht kurzerhand 30 daraus. »Zu viel los heute«, sagt er. Warten.

Jeder Beamte hat seinen fest eingeübten Handgriff: Sicherheitsfließband.

»Ich werde dargestellt, als hätte ich alle Kühe in Indien vergewaltigt. Das ist ein Schauprozeß«, sagt Wortha, der schon in der Besuchskabine sitzt, als ich von einem Beamten dort hineingeführt werde. Ein Aufseher hätte ihm die Zeitung unter die Nase gehalten und gesagt, warte nur, Du Schwein. Nachts um 3 oder 4 Uhr, so Wortha, hätten Wärter seine Zellentür aufgerissen und ihm Körperverletzungen angedroht. Oder nächtelang das Licht an- und ausgeknipst. »Die Macht des Schlüssels« nennt er das.

30 Minuten, wie um alles in der Welt soll man da ein vernünftiges Gespräch führen? Wortha erzählt mir von seiner Betonblende vor dem Zellenfenster, »und das im Zeitalter des Humanismus«. Er macht nicht gerade den Eindruck eines schweren pathologischen Falles auf mich. Das einzige, was mir an der ganzen Sache nicht in den Kopf will, ist, warum er sich freiwillig gestellt hat, weiland, am 12. November 1987 um 6 Uhr 40 mit einem Anruf aus dem Telefonhäuschen. »Ich hab eine Erziehung genossen. Wenn man Scheiß gebaut hat, steht man dafür gerade«, sagt er dazu, mehr nicht. Und als der Beamte das Ende des Gespräches anmahnt, sagt Wortha, schon halb aus der Tür, bei weiteren Informationen über sein Leben sollte ich mich doch bitteschön mit seinem Anwalt, dem Emmerich, in Verbindung setzen. Der könne mir das alles geben. »Und machen Sie mit dem auch gleich den Preis aus«.

Komisch, der Wortha. Gerade eben hat er mir noch von seinem Buch erzählt, an dem er gegenwärtig hier oben in Preungesheim schreibt. Sollte er einen Verlag finden, wovon er ausgeht, wolle er keinen Pfennig von den Tantiemen sehen, sondern den Erlös in voller Höhe dem Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt zur Verfügung stellen, »als Wiedergutmachung«

Konkret 09/88, S. 50

Manfred Hermes

Sedlmayr sucht die Mitte

Meist wechseln die Moden des Kulturbetriebs so rasch, daß ihre Macher nur einen kurzen Moment auf der Höhe ihres eigenen Produkts sich halten können. Auch die Postmoderne war längst schon passé, als ihre Erfinder in immer monumentaleren Publikationen endlich ihre zeitlose Gültigkeit zu feiern begannen. Nur in der Architektur hat überdauert, was am postmodernen Entwurf zukunftsweisend geblieben ist

Im Jahresrückblick auf 1985 erklärte das englische Magazin »The Face« die Postmoderne für out und die Moderne für in. Das war so überspannt wie ohne weiteres nachvollziehbar, denn zu dieser Zeit fing das Wort nicht nur an, einem auf die Nerven zu gehen, sondern man hatte sich unter Umständen bereits daran gewöhnt, Postmoderne für etwas sehr Bestimmtes zu halten, so unbestimmt das im einzelnen auch war. Dieser Artikel soll aber nicht so sehr von der Postmoderne als vielmehr von postmoderner Architektur handeln, bzw. von Menschen, die Begriffe lanciert haben, den traurigen Entwicklungen, die in zehn Jahren durchlaufen können und von einem Buch.

Charles Jencks ist der Mann, »Die Postmoderne« das Buch. Steigen wir also ein in die Geschichte, soweit sie Jencks betrifft. 1978 veröffentlichte er »The Language of Post-Modern Architecture«, und damals und auch noch lange Zeit danach hatte das Wort 'post-modern', das er da einführte, einen irritierend neuartigen und vielversprechenden Klang. Dieses Buch war ein gezielter Angriff auf die moderne Architektur und er fand statt in der genauesten witzigsten Analyse ihrer Defekte. Außerdem verwies Jencks auf die bereits existierenden Linien neuer Ansätze und nannte sie postmodern. Ein kleines Foto auf den ersten Seiten zeigte, wie ein 10-geschossiger-Neubauriegel in die Luft gesprengt wird.

Pruitt-Igoe, ein sozialer Wohnungsbau, 1955 von Minori Yamasaki (dem Architekten des World Trade Center) gebaut, wurde so zum Symbol einer in die irre gegangenen Moderne, sie selbst als reif für die Schlachtbank eingestuft. Das Pruitt-Igoe-Beispiel ließ vermuten, das soziale Problem (Monotonie + Enge = Verslummung + Verbrechen) sei Gegenstand der Attacke, aber eigentlich ging es um ein ästhetisches Problem. Jencks diagnostizierte bizarrste Manieriertheiten an der neuesten Architektur und schob, unterstützt von den neuesten linguistischen Moden, Gebäuden Bedeutungen und Bildhaftigkeiten unter, denen sie um so schutzloser ausgeliefert waren, als sie sie nie bedacht hatten. Wie sieht die Oper von Sidney aus? Wie ein Team rugbyspielender Nonnen. Wie Fische, die sich gegenseitig verschlingen. Wie fickende Schildkröten. Wie auch immer sie aussehen mochte, es ging darum, die Idee des Funktionalismus, die damals noch die verwegensten Formen rechtfertigen mußte, in einem Meer sich aufdrängender Metaphern zu ertränken.

Wo Jencks' Obsessionen lagen, zeigt ein Text über Philip Johnson: »Als Johnson im Jahre 1949 sein durchsichtiges, 'unsichtbares' Glashaus erbaute, lieferte er einen Satz programmatischer Anmerkungen dazu, damit alle seine Kollegen seinen eklektischen Diebstahl, seine architektonische Kleptomanie nachvollziehen konnten – siebzehn (!) verschiedene Quellen wurden abgehakt. Das durchsichtige Haus bestand in seiner Gesamtheit aus Elementen, die von den Großen der Vergangenheit gestohlen waren – es hatte nichts Originales aufzuweisen, aber alle Entlehnungen waren zugegeben und als solche für jedermann sichtbar. Nach diesem Gebäude wurde Philip Cortelyou 'Mies van der Johnson' genannt, weil er I-Träger, Eckausbildungen, offenen Grundriß, getöntes Glas, Stühle, Tische geklaut hatte.«

War für Mies van der Rohe less jedoch immer more gewesen, so galt für Johnson schon eher, daß more more sei. »Less is a bore«, gab Robert Venturi obendrauf und untersuchte 1966 die Weltarchitektur ebenfalls auf ganz unfunktionalistische Aspekte: das Verbaute, Disproportionierte, Asymmetrische. Nicht-puristische, manieristische Aspekte sollten den Wert des »gekonnten Mißgriffs« und allgemeiner einer Architektur beweisen, die freizügig das Moment der Form und alle Mitteilungskanäle ausschöpfen würde.

Damit war das konzeptionelle Feld der postmodernen Architektur abgesteckt: Aus einer ahistorischen und abstrakten sollte eine Architektur werden, die spräche, die in die totale Kommunikation mit 1) den Menschen und ihren Bedürfnissen, Wünschen, Geschmäckern, 2) der Architekturgeschichte durch ironisch referente Ausbeutung ihres Formenreservoirs, 3) den städtebaulichen und regionalen Voraussetzungen treten würde. Bis dahin war für den modernen Architekten Res Publica, wenn er eine Sitzbank auf einer betonierten Plattform einplante und auf seinen Zeichnungen mit menschenartigen Figuren garnierte. Jetzt wurde die Architektur gewissermaßen populistisch (aber auch schwerer und fester: kleinere Fenster, glatte Mauern, verputzt oder aus Stein – aber natürlich war, wie vorher die Glas-, auch die Steinwand nur ein Curtain Wall).

Was die Forderung nach Kontextbezug betraf, so führte sie zur Bevorzugung von Lösungen wie der Blockrandbebauung anstelle offener Bauweisen, zu deren Übertreibungsform die Trabantenstadt mit ihren monotonen Hochhauseinsprengseln wurde. Die geschlossene Straßenflucht, das Eingehen auf die vorhandene Struktur (in Dimension, Stil, Nutzung) wurde zum Maß für den idealen urbanen Ort erklärt, aber schon ihre frühen Propagandisten waren z.T. Leute, die wie Leon Krier über das Urbanitätsziel hinausschossen. Indem er den Grundlagen einer vorindustriellen Kultur nachtrauerte, forderte er

nicht nur deren Restauration auf städtebaulichem Gebiet, sondern gleich die Restauration der vorindustriellen Ordnung mit.

Vor der Aussicht, daß postmodernes Bauen immer auch von einer Fake- und Camp-Seite aus operiert hatte, innerhalb der es z. B. denkbar gewesen wäre, daß Hochhäuser wie aufgeblasene Plastikhasen aussehen, war Robert Venturis Arbeit dafür gut, jedwede betulich-historische Flause auszutreiben. Er hatte sich immer gerade für das »gewaltsame Nebeneinander der Nutzungen und Maßstäbe« interessiert und verpaßte mit seinem zweiten Buch »Learning from Las Vegas« dem Architekturland frischesten Pop. Er sagte: »Der Strip ist fast in Ordnung« und lehrte uns, anonyme und banale Bauwerke wie Parkplätze, Tankstellen und die prächtigen Schilder vor den Casinos von Las Vegas als gestaltete Dinge ernst zu nehmen, indem er sie einer detailreichen Analyse unterzog. Konnte man etwas Schöneres tun, als die Parkplätze von Las Vegas zum integralen Bestandteil einer Zeremonie der Einfahrt zu erklären und mit der Weite des Schloßparks von Versailles zu vergleichen? Oder von den Strommasten zu sagen, sie seien die Obelisken darin?

In Westdeutschland konnte man straßenweise immerhin soviel mitbekommen, daß um 1983 eine Flut neuer Büro- und Wohnbauten erkennbar jene liebgewonnenen Restlücken zu schließen begann, die den früheren Aufbauwellen entgangen waren, und deren historische Mätzchen einem rasch zeigten, wie es aussieht, wenn postmoderner Mainstream wütet. Es konnte also gut sein, daß einen der Weg durch eine dieser neuen, trashig blitzenden Passagen oder an 20er Jahre-Gebäuden vorbeiführte, die im Erhaltungswahn originalgetreue Anbauten erhalten hatten, die im Originalentwurf nie vorgesehen waren. Von abgerissenen und bis zur letzten Ritze wiederaufgebauten japanischen Nazi-Botschaften (wie in Berlin geschehen) ganz zu schweigen. Ansonsten war aber gerade Berlin dank IBA (Internationale Bauausstellung) zum postmodernen Zentrum aufgerüstet worden. Nur hier konnte man auf Schritt und Tritt über die verspielten Hinterlassenschaften der berühmtesten neuen Architekten stolpern, die dort gleich blockweise hingebaut hatten, was man in der ganzen BRD zusammen nicht finden konnte und die extravagantesten Sozialwohnungen der Welt sein dürften.

Während die Architektur, die Jencks propagiert hatte, im Lauf der 80er Jahre dominant wurde, brachte er selbst es fertig, seinen ersten Büchern, die eigentlich Kompilationen von Artikeln der mittleren 70er Jahre waren, immer noch einen PM-Remix nachzuschieben Das ging bis hin zur Übernahme der immer gleichen Architekturbeispiele (von Hollein, Sterling, Rob Krier, Venturi, Rossi, Bofill, Isozaki – immer Pruitt-Igoe), was irgendwann faulig zu riechen begann.

Sein neuestes Buch, »Die Postmoderne«, steht in dieser Tradition, sieht nur monumentaler aus als die früheren und wiegt ca. 3 Kilo*. Da das Wort Architektur in die Unterzeile gefallen ist, geht es jetzt also um mehr. Deshalb ist bildende Kunst mit ins Spiel gekommen. Jencks wäre wie niemand sonst berechtigt gewesen, den lässigen letzten Blick auf die postmoderne Architektur zu werfen, aber dann wollte er sich an der immensen Erweiterung reiben, den der Begriff Postmoderne hinter seinem Rücken mitgemacht hat, und dabei sind ihm die schrecklichsten Dinge passiert. Jencks hat sich in den Ruinen einer kleinen pluralistischen Theoriewelt, aus der ja nun der Feind Moderne vertrieben war, nach neuen Verbindlichkeiten umgesehen. Erste Auswirkung: Erstarrung. Jencks Sprache, die mal eine rasante Waffe war, ist zum feuilletonistischen Gefasel heruntergekommen: »Das Gebäude betont die Ausblicke in die vier Himmelsrichtungen mit vier kleinen Tempeln auf dem 20. Geschoß und verleiht der Welt des Ohio-River durch seinen gebogenen Dachgarten einen dramatischen Akzent.« Jencks hat sich aus Karyatiden und Hermen, »die traditionsgemäß auf eine Säule neben die Eingangstür gesetzt« werden, ein dickes Bett aus vollreaktionären Ideen gemacht, deren Reizwort von ihm bis zur Ekelschwelle benutzt wird: Klassizismus. Wenn Klassizismus die Herme oder Säule neben der Eingangstür ist, dann muß man sagen, daß das Zitat solcher Hermen und Säulen, das ja einmal der Agent war, um gewisse Beziehungen zur Vergangenheit kenntlich zu machen – allerdings im Bewußtsein ihrer Künstlichkeit und deshalb immer die Spannung auszuhalten hatte zwischen ironischer Referenz und Sehnsucht – , nun für alle Verbindlichkeiten einstehen muß, in die die »Postmoderne« geritten werden soll. Jetzt mündet das Zitat in eine Vision von Geschichte als Bestand, den wir erben, aus dem die Menschen oder Künstler schöpfen können und durch den sie mit dem Ursprung verbunden bleiben, Hand in Hand dastehend mit allen Künstlern aller Zeiten. Die Kunst, die so zum Staffellauf wird, habe als ihr höchstes Ziel den *Menschen an sich.* Es ist bei Jencks viel von der Wiederentdeckung des Menschen die Rede und er stellt sich naheliegende Sedlmayr-Fragen nach der Mitte und wie sie zu besetzen sei.

Die Beispiele aus der bildenden Kunst, die er zusammengetragen hat, sind dazu da, diese Menschenpräsenz zu beweisen. Jencks Kunstverständnis erforderte es, eine muffige und im Kunstmarkt absente Produktionsschiene zu berücksichtigen: Menschenabbildungen, am besten in klassischem Posing und in einer skuril davidesken Weise gemalt. Auch wenn die Malerei-Reversion um 1980 hier die Begründung liefert: Postmoderne Praxis beschränkt sich sicher nicht auf so etwas Traditionelles wie Figuration und Malerei, auch nicht auf weniger reaktionäre Formen als sie hier vorkommen, sondern greift ja gerade auf besonders gemischte Produktionsformen und Mittel zurück. Das vor Augen hätte Jencks allerdings in ein weites Feld stoßen können und darin sogar eine weitgehend architekturlastige, objekthaft kühle und spröde Linie vorfinden können, die sich, mal Menschenbilder verwertend, mal nicht, wenn schon nicht zu Beweisen, so doch zu Analogienachweisen geeignet hätte.

Was bei Jencks wie eine schräge Uninformiertheit aussieht, findet sich analog in einer Menge grabstättenhafter Arbeiten, die von einem Teil der jetzt 40jährigen und Jüngeren abgeliefert werden und in denen z.T. architektonische Referenzen die konstruierten, ordnungshaften und antiromantizistischen Aspekte der Kunst zu betonen haben und dabei immer leicht im Morbiden landen (z.B. die Räume von Gerhard Merz oder die Filme von Peter Greenaway mit ihren selbstherrlich konstruierten Symmetrien). Leon Krier, der die vielleicht ekelhafteste Figur der Architekturszene ist, ging wie gesagt, bei der Erläuterung seiner Ansätze schon immer besonders weit. 1985 hat er in Brüssel einen Albert Speer-Prachtband herausgegeben, in dem er Speer als »zweifellos den berühmtesten Architekten des 20. Jahrhunderts« bezeichnet. Ob das verspätete Fascho-Sympathie als Tabuverletzung ist oder nicht: Den Face Value faschistischer Architektur gutzufinden bedeutet ja noch nicht, in Speer nun den tollen verkannten Architekten sehen zu müssen, wobei uns die folgenden Sätze weitere Klarheit bringen: »Die industrielle Zivilisation ist unfähig, Städte und Dörfer (!) zu bauen ... Sie kann keine bedeutungsvollen und schönen Orte schaffen ... Kein Bauwerk, das die Träume des Volkes ausdrückt ... Seitdem Europa seinen Glauben an die Größe kultureller Ideen verloren hat, hat es sich in verderbliche Experimente mit der Industrie eingelassen.« (Er selbst hat sich mit Hans-Jürgen Müller, einem Stuttgarter Galeristen und dessen krausen Vorstellungen von Elite eingelassen und eine »Atlantis: Geschenk 2000« genannte Urlaubseinrichtung, eine kleine, für Teneriffa bestimmte, postmoderne Schneewelt entworfen, die mal, wenn es gut geht, von den »geistigen Führungskräften unserer Zeit« zu idealistischer Zusammenrottung benutzt werden soll.)

Manchmal ist das Gefängnis unser Denken, Vorstellungsvermögen oder die Faulheit, und dann beginnen sich die Dinge und Methoden endlos ineinanderzuspiegeln und immer weiter mit sich selbst zu überbauen, bis daraus ein grotesk bewehrter Raum ohne Trost entsteht, der z.B. in den Carceri-Stichen von Piranesi sein Bild bekommen hat und den man vielleicht allgemeiner Kultur nennen könnte (also die ständige Bewegung hin zum Senilen und Ernsten, zu deren Zeugen man im Laufe eines Lebens wohl mehr als einmal wird).

Was ist also Klassizismus? Wenn Klassizismus bedeutet, Experiment und Ausdruck für unnötige Einrichtungen zu halten, konsumistische Verfügbarkeit, Verzicht auf Expressivität, Kritik von Originalität, dann ist er wahrscheinlich eine richtige Idee. Aber so steht es bei Jencks nicht, er ersetzt Konsumismus (also das Schnelle) durch Wert, Kanon, Regel (das Lahme) und das Sampling historischer Formen durch den »Dialog mit der Geschichte«. Wenn wir Klassizismus also das Zähe und Gepreßte nennen, Pop hingegen das, was sich immer ganz schnell ändern muß, dann war die postmoderne Architektur auch einmal Pop, also Konsum und Verarbeitung von allem, was es gibt oder gab. (Während die Moderne auf ein völlig anderes Alles ausgerichtet war, nämlich auf die Bedeckung des Erdballs mit abstrakter, rationaler Struktur. Aber vergessen wir nicht: Moderne war ja auch das Öffnen und Zeigen dieser Struktur, ein Aufklärungsmodell, das den Stoff, den Faltenwurf, in dem sich Unwissenheit, Dummheit, Trägheit und Ungerechtigkeit verbargen, auseinanderziehen und dabei die sonnenbeschienene Fläche vergrößern wollte. Deshalb mußten die Häuser freistehen auf weiten grünen Rasenflächen. Die Oberflächen der Hochhäuser sollten zu Sonnenkollektoren für die darunter wohnenden Menschen werden.)

Im besten Fall konnte die PostmodArchitektur, indem sie die Risse (zwischen Sehnsucht und Ironie, Sinn und Unsinn, Konstruktion und Fassade) mitdachte, aus deren Inszenierung sie sich einmal abgeleitet hatte, einen neuen Sinn machen, also dadurch besonders sinnvoll werden, daß sie Zerrissenheit und Unsinnigkeit von Sinn abbildete – aber natürlich war es schon auch wichtig, erträglichere Umwelten für die Menschen zu bauen. Was sich in den 70er Jahren als luxuriös schwelendes Nachspiel verstanden hat, wurde dann jedoch wieder mal zu neuer Eigentlichkeit oder eben zum Boden für »Künstler, die an archetypischen Problemen arbeiten« (Jencks), umgepolt. Im Bewußtsein der Überflüssigkeit zu arbeiten, ist schwerer durchzuhalten als sich im Horizontlosen z.B. klassizistisch einzubacken. Deshalb läßt sich selbst mit einem abgenudelten Begriff wie Simulation mehr anfangen: Weil er die Welt so schwabbelig macht, kann es in seinem Umfeld wenigstens nicht um die Suche nach der Verbindlichkeit »sich ergebender Regeln« gehen.

Inzwischen treten Gebäudetypen auf, die nicht als post- oder neo-moderne geführt werden wollen, aber beides sind (weil jede – modernistische, technizistische, historische – Form so lange postmodern ist, wie sie Gegenstand von Appropriation bleibt.) Bauten von Rem Kohlhaas (Neo-Konstruktivismus), Richard Rogers, Norman Forster (High Tech) oder Jean Nouvel, der das vor kurzem in Paris eröffnete IMA (Institut für die arabische Welt) gebaut hat, das z.T. so aussieht wie ein hyperglattes und helles Spät-50er-Jahre-Stahl-und-Glas-Gebäude mit ethnischer Anbiederungsdekoration, aber bei näherem Hinsehen zu einer sensiblen, weichen, veränderlichen Maschine wird. Das orientalische Ornament, das die Südfassade überzieht, ergibt sich aus der Staffelung von Lamellenblenden, die genauso funktionieren wie die, die man aus Kameras kennt und die sich rechnergesteuert ständig den Lichtverhältnissen anpassen.

Zum Schluß soll hier aber ein Gebäude beschrieben werden, das (wie schon der Staatsgalerie-Anbau in Stuttgart) der Prototyp eines postmodernen und in mehrerer Hinsicht die erfolgreichste Formulierung des Postmodernen ist. Die Rede ist vom Neuen Wissenschaftszentrum, das Anfang Mai in Berlin eröffnet wurde und dessen Architekt James Sterling schon immer wußte, was es bedeutet, aus dem Überfluß zu schöpfen.

Das Wissenschaftszentrum ist eine Ballung oder Collage aus vier, bzw. fünf Baukörpern: Rotunde, Rechteck als Riegelbau, Sechseck als Turm und kreuzförmiger Kirchengrundriß. Auf dem Grundriß sieht man, wie abstrakt die Formen gedacht und

zusammengestellt sind, aber es gibt eine Divergenz zwischen Grundriß und Anblick und sie besteht darin, daß weder die Abstraktion im Anblick sichtbar wird, noch der Assoziationsreichtum im Grundriß.

Die Rotunde sieht antikrömisch aus, der Turm mittelalterlich und erinnert an den Bibliotheksturm aus dem »Namen der Rose«, der Riegelbau sieht aus wie ein faschistisches Gebäude. Während sich die faschistischen Konnotationen aus den Proportionen und fetten U-förmigen Fensterrahmungen ergeben, die auch die Fassade der anderen Teile gliedern, werden sie gleichzeitig drastisch relativiert und erleichtert. Das Gebäude ist viel zu klein, wird von diesem mittelalterlichen Turm überragt und ist – und das ist überhaupt das Auffälligste – mit breiten waagerechten rosa und hellblauen freskoartigen Farbstreifen überzogen. Diese Streifen wirken vage mediterran, lustig, eklektisch und von weitem ziemlich haribo-mäßig. Der Komplex funktioniert wie ein Puzzle, das aber, trotz hohen Schwierigkeitsgrads, verdammt gut aufgeht und von allen Seiten her sagt: »Ich bin der totale Relativismus. Ohne Kontext bin ich nichts.«

Der Sterling-Bau ist ein Anbau an einen wilhelminischen, auf den er sich bezieht und der auch an der Frontseite steht. Obwohl es eine Reihe sehr verschiedener schöner und markanter Ansichten herstellt, sind die nie eigenständig oder repräsentativ, denn sie liegen abseits in kleinen Straßen. Würde das ältere Gebäude weggezaubert, würde der Neubau seinen Sinn verlieren, was umso paradoxer ist, als er der viel wichtigere Teil ist.

Wenn man sich nur ein paar Schritte entfernt, dann wird das Relativismus-Problem schreiend klar. Das Wissenschaftszentrum wird von seiner Umgebung verschluckt, versinkt jedenfalls neben der Nationalgalerie von Mies van der Rohe, in dessen unmittelbarer Nachbarschaft es steht, obwohl die Nationalgalerie ein flaches, fake-eingeschossiges Gebäude ist und das Wissenschaftszentrum immerhin bis zu sechs Geschosse hat. Aber darin liegt gerade der Witz. Das Geniale des Wissenschaftszentrums ist seine feminine Politik. Was als ironisches Kloster für unbestimmte Beschäftigungen der (Ökologie-, Wirtschafts-, Sozial-)Wissenschaft gedacht ist, sieht innerhalb dieser Nachbarschaft wie eine niedliche bunte Spielzeugwelt aus Pappe aus. Daraus ergibt sich ein gebauter Kommentar über das Verhältnis der postmodernen zur modernen Architektur. Niemals hat die Moderne von ihrem monumentalen Auftrag gesprochen, aber ständig Monumente errichtet, denken wir nur an all die glatten, monolithisch dastehenden Hochhausstangen, die unsere Städte – früher sagte man: verschandeln. Die Nationalgalerie ist nämlich der Tempel, den Jencks jetzt so gern gebaut haben will. Die Postmoderne, die ihrerseits ständig von »Wahrzeichen« geredet hat, brachte es entgegen den formulierten Ansprüchen zu Rekorden im Anschmiegen. Es kann gut sein, daß die besten postmodernen Entwürfe Anbauten sind. Wenn das so wäre, dann hätte diese Architektur aus ihrem eigenen Antrieb heraus – und das wäre angesichts ihrer pluralistischen Ansätze nur zu verständlich – gar keine Neigung zur Macht (zum Klassizismus, zum Stil), die die Moderne ja hatte, sondern würde im klügsten Fall immer wieder die Abhängigkeit bekräftigen, die ihr durch den Begriff von vornherein auferlegt worden war. Das bedeutet dann aber nicht nur, daß ihre Werke, jedenfalls in diesem Fall, die eleganteren, souveräneren Fragestellungen oder Problemlösungen bieten, sondern auch, daß im Femininen und nicht im Konservativen das Wesentliche der postmodernen Architektur zu finden ist, und das ist so zukunftsweisend, wie es nur sein kann.

* Charles Jencks: Die Postmoderne. Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 1987, 375 Seiten, zahlreiche Abbildungen, 198 Mark

Konkret 09/88, S. 54

Hermann Peter Piwitt

Piwitts kleines Feuilleton

An sich verdaut mein Magen Glas und Ziegelsteine, ohne daß er revoltiert. Aber der Ausdruck »zartes Fleisch« dreht ihn mir um, seitdem ich ihn zum erstenmal gehört habe. Muskelkater in den Kinnladen, das ist ja wohl die geringste Sühne, die wir uns abverlangen können für ein getötetes Tier. Fleisch, das auf der Zunge zergeht: Ekelhaft.

Und erst das Wort »Eßkultur«. Wie kann etwas »Kultur« sein, wenn jemand daran glauben muß, und das in der Regel noch nicht mal, um unseren Hunger zu stillen, geschweige denn um übersinnliche Mächte durch ein Opfer zu besänftigen?

An der Treene im Schleswigschen oben bietet derzeit ein Gasthaus »Baby-Lachs« an.

Freßt doch gleich eure Neugeborenen!

*

Wirklich saukomisch, dieser Film »Als die Liebe laufen lernte«. Über was von heute wird man in zwanzig Jahren lachen? Ich tippe mal auf: Boy George. Partnertausch-Inserate. Reinhold Messner. Die Zeitgeist-Magazine. »Emmas« Sexualitätsbegriff, Mangelprodukt einer – nun freilich vom Feind aufgezwungenen – feministischen Kriegswirtschaft, der er ist. Beuys, vorausgesetzt, der westlichen Kunstwirtschaft magisches Viereck aus Produzent, Spekulant, Aktionär und integrierter Journaille gerät – was, weil es einfach um zuviel Geld geht, nicht zu erwarten ist – doch einmal aus den Fugen. Dirty Dancing. Und die nun allerdings zeitlos komischen Heiratsanzeigen der »ZEIT«.

*

»Auschwutz« schreibt der/die Setzer/in der taz vom 23.7.88. Das kann ich verstehen. Daß das Unterbewußtsein langsam rebelliert. Ist doch im öffentlichen Ideenverkehr inzwischen kaum eine gängigere und abgegriffenere Münze im Umlauf als A. Und wo wir gerade beim Verkehr sind: Wie lange eigentlich brauchte damals ein Reisender mit ordnungsgemäßem Fahrtausweis von, sagen wir: Dortmund bis A., mit allem drum und dran, also Umsteigen und Grenzformalitäten? 16 bis 18 Stunden? Das wäre lang. Das wäre weit. Das wäre – an Reisezeit – so entlegen wie für uns heute Mittel- und Südamerika, Afrika oder Ostasien, ergo die Kalvarien, die wir heute kraft unserer Art zu wirtschaften und zu unserem Vorteil anrichten (lassen). Mit dem Unterschied nur, daß – anders als unsere Eltern und Großeltern – *wir* heute informiert sind. Oder doch sein könnten. Wenn, ja wenn nicht, unter anderem, »Auschwitz« wäre, das magische Wort, kraft dessen sich alles andere aus dem Bewußtsein verbannen läßt, die zweite Schuld der Deutschen – die Verdrängungsleistung seit Kriegsende, wie sie Ralph Giordano in seinem gleichnamigen Buch beschreibt – und die dritte sowieso, lässig und ganz entspannt im Hier und Jetzt, wie es uns – bei 40 Millionen Hungertoten jährlich – macht: das Raubgut der Erde.

Unbegreiflich, wie die Kinder das zulassen konnten...

*

Auf die Gefahr hin mal wieder Werbung zu machen: Fürst Bismarck habe ich schätzen gelernt als die einzige mir bekannte (Oh, Oskar Huth, der du bist im Himmel, sitzend zur Rechten Gottes, die Harfen stimmend!) Getreidekaltschale, von der man eine ganze Flasche austrinken könnte, ohne am anderen Morgen Kopfschmerzen zu haben. Man wäre dann zwar wahrscheinlich tot. Aber, wie gesagt: Keine Kopfschmerzen. Viel Freude machen nachts beim Lesen auch die alten »Kosmos«-Bändchen: Daß es im Altreich noch Gegenden gab, wo der Bauer, ging er an seinem blühenden Holunderbusch vorbei, den Hut zog, lese ich in »Bilder aus dem Leben des Waldes«, von 1926. Ich habe keinen Hut. Aber auf die Gefahr hin, dem Henscheid das Revier zu verletzen: Für das »Quoniam« aus Michael Haydns »Missa Hispanica« hätte ich gern einen zum ziehen. Wie sie drängeln im Chor: Tu solus sanctus, tu solus Dominus... Und dann das nur noch geflüstert hereinwehende »Jesu Christe«. Die – tutti – hineinfahrende Orchesterfigur: Eine im Wind sich entrollende Flagge. Schön zopfig, wie es sich gehört, das »Cum Sancto Spiritu«. Und dann das Amen: Daß dir der Kittel brennt. Flockender Ernst. Präzise Ekstase. So mächtig wie er geschluckt haben soll im Schatten des breiteren, aber spirituell unterlegenen Bruders. Und warum nicht? Von nichts kommt nichts. Und solange es der Disziplin dient...

*

Der Philosoph Wolfgang Cramer (1901-1974) komme wieder ins Bewußtsein, lese ich in der »FR«. Ich erinnere mich: Es war im Frühjahr 1955, als Cramer in Frankfurt eine Vorlesung ankündigte, die Existentialismus verhieß. Der Saal war brechend voll. Es gelang ihm, ihn in Kürze plausibel zu leeren. Zurück blieben ein paar, denen Erkenntnistheorie einen beinharten Spaß machte. Mithin die Einsicht, daß Philosophie, die ernstgenommen werden will, zunächst einmal die Bedingungen ihrer Erkenntnis zu reflektieren hat.

Die Bedingung allen Philosophierens im Westen ist der Kolonialismus.

Man nenne mir einen Philosophen im Westen, der zunächst einmal von dem Kolonialisten in sich abhebt, bevor er zu grübeln anhebt, und ich werde ihn lesen.

Alle anderen können mich mal, und zwar kreuzweise.

*

Jenen Typus von hochwüchsig-antriebsarmer Blondine, der sich in der Hansestadt – weil ebenso pittoresk wie offenbar pflegeleicht – gleichbleibender Beliebtheit als Zweit-Gattin bei Erfolgsmenschen erfreut, kann ich nicht mehr witzig finden, seitdem mir jetzt, per vagabundierender Fernbedienung, wieder einmal, für ein paar Minuten, dessen Gegenstück, der Suggestividiot in Reinkultur, Kinski, unterkam. Einen Deutschen, der echter, ausdrucksvoller, intensiver, leidenschaftlicher und betroffener bleiernen Unsinn zu verzapfen in der Lage wäre, – ich wüßte – daß mir herzog, der doch *einen* wunderschönen Film ohne ihn gemacht hat, verzeihen möge! – keinen.

*

Die Linke im Land liest zwar ihre Dichter nicht, und schon gar nicht die paar, die sich nicht haben kaufen lassen. Aber als geduldige Arschlöcher sind sie ihr immer noch gut:

»Aufruf zu breitangelegter Verteidigung von Kunst und Kultur gegen Standortpolitik und Verkommerzialisierung und zum Erhalt gewachsener Strukturen im Viertel!«

Briefe mit Kopien und Erklärungen drin, die so oder ähnlich anheben, flattern so zwei, dreimal pro Woche ins Haus, daß ich sie lese, mit solidarischen Grüßen unterschrieben zurückschicke, die beigelegten Zahlkarten ausfülle womöglich, treudoof, wie gehabt, anmarschiere natürlich auch und dann gemeinsam drohende Haltung annehme. Und, und, und...

Kund und zu wissen: Jeder Brief dieser Art, dem in Zukunft nicht eine eidesstattliche Erklärung beiliegt, daß der/die Absender/in seiner/ihrerseits im Geist der Solidarität wenigstens ein Buch von mir käuflich erworben hat, fliegt in Zukunft sofort auf den Müll, klar?

Ist doch wahr.

*

Daß »die Arbeit, Leistung, Karriere und Konsum bezogenen Werte angefochten« werden »von neuen auf Kommunikation, Expressivität, Selbstverwirklichung und Lusterleben gerichteten Ansprüchen«, hat vor schon beträchtlicher Zeit das SINUS-Institut herausgefunden. SINUS unterscheidet absinkende (materielle Werte, Leistungsethos, Rationalismus, Autoritarismuswerte, soziale Anpassung usw.) und aufsteigende Werte (Kommunikation, Selbstverwirklichung, Expressivität, Geborgenheit, Natürlichkeit usw.).

»Werte« – das ist hübsch. Sekundärtugenden, kraft derer sich auch ein KZ beaufsichtigen läßt, waren Fleiß, Disziplin, Pflichtbewußtsein. Und »Werte«, die sich kommod vereinbaren lassen mit der Ausplünderung der halben Menschheit und ihrer Ressourcen sind: Expressivität, Natürlichkeit, Unabhängigkeit, emotionale Sicherheit, individueller Ausdruck, Stilansprüche, Kreativität, Echtheit, Persönlichkeitswachstum... »Werte«, bei deren Pflege man KZ-Aufseher in Ruhe für sich arbeiten lassen kann. Ja, der parasitär erwirtschaftete Überfluß (und die einhergehende Einsicht in seine Endlichkeit) geben – auch das ist nicht neu – den genannten »Werten« erst die Chance: Wenn schon in Zukunft »immer mehr« nicht mehr geht, dann doch locker und lustvoll dem komfortablen Ist-Zustand das Beste abgewinnen.

Die neuen »Werte« deshalb verwerfen? Nein. Das hieße 68 verwerfen, weil 68er die Sitten, also die Verfassung der Freiheit seinerzeit auf die Höhe der Produktivkräfte brachten und damit die Phase des Kriegskapitalismus *im eigenen Land* beendeten in einem Moment, wo das westdeutsche Kapital ohnehin gerade zum Sprung nach Übersee rüstete, während dem Daheimgebliebenen das neue Lebensgefühl als neue Nachfrage-Mentalität zu Buche schlug.

Was die neuen »Werte« wirklich wert sind, wird sich zeigen, wenn parasitäres Wirtschaften sie nicht länger gewährleisten kann.

*

Daß – anders als noch vor zwanzig Jahren – politische Intelligenz unter den Jüngeren in Österreich derzeit verbreiteter ist als bei uns, bestätigt einmal wieder die Zeitschrift »Wespennest« mit einem glänzenden Aufsatz von Frank Hartmann, betitelt »Dichter, Denker, Arbeiter der Stirn«, (Nr. 71).

»Denn eines geht nicht an: der Schluß vom Leben aufs Werk in dem Sinne, daß etwa Heidegger ein schlechter Philosoph war, weil er Nazi gewesen ist. Wohl eher war er Nazi, weil schlechter Philosoph. «

Wer sagts denn? Da sind sie doch noch, die besten Traditionen von Werkimmanenz, bei der Linken.

*

Daß die Linken auch nicht besser seien als die, die sie kritisierten, so wie sie reisten und konsumierten, wann und wo sie nur könnten, hört man immer mal wieder, sobald sich das Einkommen von unten hoch dem Durchschnittsverdienst eines Facharbeiters nähert. Husten. Erstens sollte für Idealisten ohnehin nichts teuer genug sein. Und zweitens gehörten – ginge es nur mit rechten Dingen zu – den wenigen, die sich nicht haben kaufen lassen, Schlösser gebaut! Und egal bleibt's dem Bourgeois sowieso: Läßt sich's so ein Linker gut gehen, gilt er als Heuchler. Darbt er aber, freiwillig oder unfreiwillig, »versteht er nicht zu leben.«

Konkret 09/88, S. 56

Franz Lerchenmüller

Links-Stehen

Am 17. Oktober 1978 starb im »Österreichischen Hof« in Salzburg an der richtig bemessenen Dosis Schlaftabletten der jüdische Journalist und Schriftsteller Jean Améry, geboren in Wien als Johannes Mayer. Lohnt es sich noch, ihn zu lesen?

Sich ein Bild von einem Toten machen: spielt es dabei eine Rolle, daß das Foto einen älteren Mann mit tiefen Falten, schweren Lidern und Tränensäcken zeigt? Ist es in irgendeiner Hinsicht wichtig, daß Améry klein, agil und freundlich gewesen sein soll, zurückhaltend und charmant, meist konzentriert, manchmal müde wirkte, Kettenraucher und Allergiker war? Hat das eine Bedeutung – wenn es diese Person nicht mehr gibt, von dem Mann nichts, gar nichts übrig ist? – Keine. Aber wir sind neugierig, wollen ein Bild vor uns sehen, ein Gesicht, bei dem unsere Gedanken haltmachen und dem wir seine Ideen zuordnen können.

Wir ergänzen es um ein biographisches Gerüst: Johannes Mayer, Jude, 1912 in Wien geboren, studiert dort Literatur und Philosophie. 1938 emigriert er nach Belgien, schließt sich einer Widerstandsgruppe an, wird 1943 von der Gestapo verhaftet: Auschwitz. Buchenwald. Bergen-Belsen. – Nach 1945 wohnt er in Brüssel und arbeitet als freier Journalist vor allem für die Schweizer Presse. Ab 1955 nennt er sich Jean Améry, von Mitte der sechziger Jahre an schreibt er auch für Rundfunkanstalten und Zeitschriften in der Bundesrepublik. Am 17.10.1978 nimmt er sich in Salzburg das Leben.

Gedenktag also; Anlaß, öffentlich an einen Autor zu erinnern. Für eine linke Zeitschrift, die weder Verlagsprospekt noch privates Tagebuch ist? kann das nur heißen: Analyse und (Zwischen-)Bilanz. Lohnt es sich noch, Améry zu lesen, genauer: Welche seiner Texte sind dieser Mühe noch wert, zehn, zwanzig Jahre später, da die Rezeption von einst, etwaiger Klatsch um die Person des Autors, der tagespolitische und -literarische Kleinkrieg von damals längst vergessen sind? Sind seine Bücher spannend und wichtig geblieben?

Beginnen wir mit dem Einfachen und behaupten: Améry war ein vielseitiger Journalist und hervorragender Kritiker, seine geistige Neugier muß riesengroß gewesen sein. Zur Vorbereitung des Sammelbandes »Weiterleben – aber wie?« hatte die Herausgeberin Gisela Lindemann eineinhalbtausend Seiten veröffentlichter Aufsätze und Funkmanuskripte durchzusehen: philosophische Essays und Reisereportagen, politische Standortbestimmungen und wissenschaftstheoretische Ausarbeitungen, Buchbesprechungen, Filmkritiken und Porträts von Jazzmusikern. Viele dieser Texte sind heute (nur) noch von historischem Interesse – wer kennt noch Gerhard Szcesnys »Das sogenannte Gute«? Aber: Wer ließe sich nicht fesseln von Amérys Bericht über Frankreich im Juni 68, der das Blättern in jedem entsprechenden Bildband überflüssig macht? Andere Texte, vor allem die großen Schriftstellerporträts aus »Der integrale Humanismus«, lesen sich, als wären sie gestern geschrieben. Stets umfassend über das jeweilige Werk informiert, bereit zu jedem Widerspruch und doch eher geneigt, wo möglich zu bewundern und ans Herz zu legen, bemüht Améry sich den Autoren gegenüber um größtmögliche Gerechtigkeit, die aber, seltener Glücksfall, nie in fade Ausgewogenheit ausläuft.

Dazu steht ihm eine Sprache zur Verfügung, die 1988 fremd wirkt und befremdet: »Nobel« ist sie, »klassisch« auf die Art, die ältere Gymnasialprofessoren (und Kritiker) einst in Verzücken versetzte: umständlich, gedrechselt, gestelzt, mit Verbalantiquitäten verziert, wo sie »schauerlich« wie ein Museumsstück dasteht, glasklar, eindeutig, blitzend von witzigen Einfällen, unerwarteten Einschüben, selbstironisch in den besten Abschnitten. Eine Sprache, die oft französisch-geschmeidig umschreibt, wo der Leser kantige Härte erwartet und in der sich das vernichtende Urteil listig zwischen kunstvoll drapierten Sätzen versteckt. Ab und an unterliegt Améry seinem Hang (oder Zwang) zur Ausführlichkeit, gibt seiner Lust am Formulieren nach, so daß schließlich auch Belanglosigkeiten bedeutsam klingen, jongliert mit entlegenen Fremdworten und französischen Einschüben. Stets aber bleibt, was er geschrieben hat, schlüssig, verständlich und nachvollziehbar, wenn auch hin und wieder erst auf den zweiten Blick.

Die Sicherheit seines Urteils resultierte aus einer beneidenswert umfassenden Bildung. Der gelernte Humanist war stolz, ganze Passagen Thomas Mann zitieren zu können, verfügte über enormes literarisches und historisches Faktenwissen, war ganz zuhause in der Ideengeschichte der Philosophie, was ihm erlaubte, politische und kulturelle Prozesse im Licht unterschiedlicher Erklärungsmuster und damit von verschiedenen Blickwinkeln aus zu betrachten.

In »Unmeisterliche Wanderjahre«, dem einzigartigen Unterfangen der intellektuellen Biographie eines Intellektuellen, zeichnete Améry seine geistige Entwicklung nach: den jugendlichen Feuereifer, mit dem er sich das scheinbar endgültige wissenschaftliche Fundament, die Logik des Neopositivismus des Wiener Kreises um Carnap und Schlick aneignete, die Faszination, die nach dem Krieg der französische Existentialismus mit seiner Idee des »Selbstentwurfs« auf ihn ausübte, insbesondere der zunächst glühend bewunderte, später kritisch respektierte Jean Paul Sartre, im Gefolge die Annäherung an die den Positivismus aufs äußerste in Frage stellende Dialektik, dies »Taumeln und Torkeln des Denkens«, schließlich der jahrelange Streit mit den französischen Strukturalisten.

Zumindest seit Améry in der BRD veröffentlichte, verstand er sich als »Aufklärer«, dem Positivismus (oder dessen modernster Variante, dem kritischen Rationalismus) verpflichtet. Diesen sah er, im Gegensatz zu linken Kritikern, nicht als ein Unternehmen zur Verteidigung und Festschreibung bestehender Verhältnisse an, sondern betonte die seiner Meinung nach in ihm enthaltenen emanzipatorischen Elemente der Befreiung des Menschen »vom Druck der Wirklichkeit und von den Pressionen des Mystischen«, der Stillstellung menschlicher Angst vor Körperschmerz, Blitz und dumpfen Göttern durch Streben nach Erkenntnis und Wissensgewinn. Wozu aber dann 1971, die Forderung nach wissenschaftlicher Koexistenz mit der Dialektik, der als »Bewegungsdenken« die Aufgabe zugewiesen wird, vorwärtstreibender Motor im Erkenntnisprozeß zu sein, – wozu, wenn doch das positivistische Erkenntnisinteresse jene dynamische Triebkraft in sich enthalten soll? Tatsächlich scheint Amérys Überzeugung: »Ohne Dialektik geht es nicht!« eher ein Zugeständnis gewesen zu sein – an Sartre?, an den Zeitgeist?, das er im Lauf der Jahre immer weiter zurücknahm. Daß in späteren Arbeiten dialektisches Denken fast keine Rolle mehr spielte, erklärt sicher mit die zunehmende Unbeweglichkeit und Versteinerung seines politischen Denkens. Doch davon später.

Das Glaubensbekenntnis des bürgerlichen Materialisten Améry liest sich so: Erkenntnis der Wirklichkeit ist möglich, Kenntnis bringt Erkenntnis und nur diese ermöglicht Moral und Menschlichkeit. Fortschritt beruht auf Wissen. Der Sinn von Theorien liegt darin, Erkenntnisse zu liefern. Theorien müssen verständlich, in sich logisch, überprüfbar und gegebenenfalls zu widerlegen sein. – Wer immer in der wissenschaftlichen oder philosophischen Diskussion diese Grundpositionen verlassen zu haben schien, hatte mit seinem erbitterten Widerspruch zu rechnen: Sein Aufsatz »Jargon der Dialektik« von 1967 ist eine immer noch lesenswerte bitterböse Abrechnung mit den sinnentleerten, zumindest verständniserschwerenden Sprachexzessen, die im Gefolge der Frankfurter Schule vor zwanzig Jahren auf dem geistigen Markt der BRD Konjunktur hatten; zu den erstarrten Leerformeln des DDR-Marxismus fielen ihm nur kurze Seitenhiebe ein, während er der Auseinandersetzung mit dem wiederauflebenden französischen Irrationalismus, »les nouveaux philosophes« und ihrem Altstar Foucault viel Raum und Energie widmete.

Man muß miterlebt haben, mit welchem Gespür für die richtige Mischung aus Einfühlungsvermögen und Respektlosigkeit Améry den »Meisterdenker« entzaubert, ihm angemaßte Wissenschaftlichkeit, mangelnde Plausibilität und sinnentleerte »Begriffsdichtung« vorrechnet, ihn herunterputzt, daß der Leser aufstehen und Beifall klatschen möchte: wie armselig der Kaiser ohne all seinen glänzenden Plunder doch dasteht ! Daß er, der Leser, es nicht schon eher gemerkt hat! Daß er diese Hohlphrasen resigniert schluckte, »weil er sich nicht durch Ablehnung von derartigen Verbalismen als rückschrittlich decouvrieren« wollte und nicht glauben konnte, »daß so viele kenntnisreiche Leute, die solches ohne Protest hinnehmen, einem Unsinn aufsitzen«! Daß er »seine eigene Meinung in der Meinung über Meinungen ertrinken« ließ!

Intellektuelle Einschüchterung war Améry ein Greuel (was ihn selbst nicht an einschüchternden Formulierungen hinderte): Gegen Fachdiskussionen, die sich ins Luftige davonmachten, gegen Philosophen, die nicht mehr kümmerte, wem sie noch verständlich blieben, setzte er, den Vorwurf der Banalität herausfordernd, den Alltagsverstand ins Recht, ein ernstzunehmendes Urteil zu sprechen. »Wahrheit ist gewiß ein schwieriges erkenntnistheoretisches Problem: in der täglichen Praxis wissen wir sie von der Unwahrheit zu unterscheiden. Um nach Gerechtigkeit zu verlangen, haben wir keine Rechtsphilosophie nötig. Was Freiheit ist, weiß jeder, der je in Unfreiheit gelebt hat. Daß Gleichheit kein Mythos ist, davon kann ein Lied singen, wer Opfer der Oppression war.« Der Intellektuelle mißtraute der geistigen Welt sehr, in der er sich so sicher zu bewegen verstand. Auch dieser Widerspruch hat Gründe, wir werden sehen.

In der Tat: Die Schriften Amérys erwecken den Eindruck, als sei er in der Sphäre der Bücher und Zeichen, der Argumente und Gedankengebäude eher zuhause gewesen als in der wirklichen Welt. Seine Abenteuer waren die eines Lesers, seine Vertrauten hießen Schopenhauer und Lessing, Vergnügen bereitete ihm Thomas Mann, mit »Charles Bovary, Landarzt« widmete er einer literarischen Figur, Emma Bovarys Gatten, ein eigenes Buch, um ihr die Gerechtigkeit zuteil werden zu lassen, die ihr der Autor Flaubert seiner Meinung nach versagt hatte. – Ein Ort der Zuflucht, diese geistige Welt – der zugleich immer wieder in Frage gestellt werden muß?

Die Jahre von 1943 bis 1945 verbrachte Améry in verschiedenen Konzentrationslagern der Nazis. Einlieferung nach Auschwitz – das war der Eintritt in eine Realität, in der all das, was ihm bisher bedeutsam erschienen war, von einem auf den andern Moment bedeutungslos wurde. Hegel, Beethoven, Kandinsky – überflüssiger Luxus. Die Todesästhetik der großen Literatur – lächerlich unter den Schornsteinen der Krematorien. Metaphysische und philosophische Probleme – von keinerlei Belang. Was danach nur blieb: »Die unverrückbare Gewißheit (. .) daß der Geist auf weitesten Strecken tatsächlich ein ludus ist«, Spielerei. Und tiefe Skepsis: »Das Wort entschläft überall da, wo eine Wirklichkeit totalen Anspruch stellt.«

Ein zweites nahm der Häftling, der Gefolterte, mit aus dem KZ: »angestauten Schrecken«. Sein Vertrauen in die Welt hatte einer verstörten Fremdheit Platz gemacht, der Mensch war Gegen-Mensch geworden, potentieller Folterer jederzeit. Nur noch die kühle Welt der Reflektion und der Sprache bot, anders als die soziale, einen Raum, in dem kein plötzlicher Einbruch des Schreckens zu befürchten war. Sie war übersichtlich, kalkulierbar, beherrschbar. Sie versprach den Abglanz einer Sicherheit, die die Wirklichkeit dem ehemaligen Auschwitz-Häftling von nun an für immer verweigerte.

Erst zwanzig Jahre später schrieb Améry über die Jahre in den KZs eine Reihe von Aufsätzen, zusammengefaßt in »Jenseits von Schuld « und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten«. Hier soll der Versuch gar nicht erst unternommen werden, in wenigen Sätzen zusammenzufassen, was an bestürzend genauen Protokollen unterschiedlicher Arten der Zerstörung von Menschen auf diesen 156 Seiten konzentriert ist. Zwei Anmerkungen allerdings: Emotionslose Beschreibung der Emotionen und nüchtern-distanzierte gedankliche Durchdringung der Selbstbeobachtung, wie Améry sie vornahm, scheinen neben der reinen Aufreihung von Fakten die einzigen Möglichkeiten zu sein, sich solchen Erfahrungen anzunähern. Die Vorstellung, das Unbeschreibbare könnte je in irgendeiner – etwa »naturalistischen« – Form darzustellen sein, bleibt Illusion: Wem es nicht angetan wurde, wird immer »wie ein Blinder von der Farbe reden«. – Und: »Ressentiments«, Aufforderung zur Unversöhnlichkeit der Opfer mit ihren Henkern wie der Deutschen ihrer Geschichte gegenüber: eine Pflicht-Deutschstunde. Hätte in diesem Land je eine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit stattgefunden, wäre politische Moral nicht bloß fiktiv – allein der Verweis auf Amérys KZ-Berichte hätte genügt: Das Gerüst aus entschuldigenden Relativierungen und Lügen, das von der Rechten im Zuge des (von Améry schon detailliert vorausgeahnten) »Historikerstreits« aufgebaut wurde, wäre in einer großen Bewegung weggefegt worden.

Jean Améry war – mag sein, die abgegriffensten Formulierungen sind doch die treffendsten – »ein anderer« als Johannes Mayer; »geprägt« von den Jahren im KZ für immer. Der den Lagern entkommen war, pochte ein Leben lang darauf, daß sich an dem Gewicht dieser Erfahrungen alles zu bemessen habe, was an Ideen, politischen Utopien, Weltanschauung auf ihn zukam: »Wortradikale, Maulhelden ohne Vergangenheit« konnten davor nicht bestehen.

Der beinahe Ausgelöschte wurde sich wichtig wie nie vorher; doch blieb ihm gleichermaßen von der Verwunderung, mit der er seinen Körper und sein Ich an der Grenze des Todes erlebt hatte, eine große Distanz zu sich selbst. Wie anders hätte er »Über das Altern. Revolte und Resignation« schreiben können, Tagebuch körperlicher Zerfallsprozesse, Analyse der wachsenden sozialen und kulturellen Entfremdung, Selbststudie der Sterbensangst in einem? Wie anders, als nüchtern diagnostizierend, präzise die Trauer ergründend, selbst tief traurig? Kein Schlupfwinkel bleibt. Alter bedeutet Demütigung und Last, Trost ist Selbstbetrug, Idylle heißt Lüge, laßt alle Hoffnung fahren. – Wie stark das Ergebnis dieser beharrlichen Selbstbefragung: Verzweiflung ohne Hoffnung, gefärbt ist von Amérys eigener psychischer Situation, muß offenbleiben, auch wenn er selbst vehement auf der generellen Gültigkeit seiner Befunde bestand.

»Hand an sich legen«, der berühmte »Diskurs über den Freitod«, verweigert sich in Teilen bereits einem rationalen Zugriff. Er beschreibt, wie der Autor zugestand, Tastversuche im Dunkeln, Anstrengungen, nicht mehr vermittelbare Erfahrungen doch in Worte zu fassen, enthält Signale aus einem Bereich am Rande des menschlichen Lebens, die sich nur dem ganz entschlüsseln, der sich in diesem Gebiet bewegt. Améry kannte sich dort aus; zwei Jahre später wurde dies auch dem letzten Zweifler klar. – Die soziale Forderung des Buches ist eindeutig und einfach: Jedem ist die Verfügung über sein eigenes Leben zuzugestehen; das Recht auf Freitod ist gesellschaftlich zu verankern. Von einer »Aufforderung zum Selbstmord« dagegen ist an keiner Stelle die Rede, denn: »Recht haben die Überlebenden, denn was sind Würde, Menschlichkeit und Freiheit vor Lächeln, Atmen, Schreiten?«

Es scheint, als käme, wer über die Opfer der Nazis nachdenkt, um abgeschmackte Vergleiche nicht herum: »Die Vergangenheit holte ihn immer wieder ein«, gerade da, wo er als Publizist politische Vorgänge beurteilte. Unermüdlich – unermüdlich? – seine Warnungen vor einem neuen, links ansetzenden Antisemitismus, sein Beharren auf der geschichtlichen Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Herrschaft, gedankenscharf und didaktisch gelungen sein »Faschismus«-Artikel von 1977, in dem er allen simplifizierenden Deutungsmustern einen multikausalen Erklärungsversuch entgegenstellte.

Und immer wieder: die Juden und Israel. Überlegungen zum Existenzrecht des Staates, Polemiken gegen die arabischen Länder, Angriffe gegen die »realpolitische Indifferenz« des Westens, Reden und Texte, die alle den ersten Eindruck erwecken, als sei dem scharfsinnigen Untersuchungsrichter bei diesem Fall sein analytisches Handwerkszeug abhanden gekommen, als kneife er, bei aller noch vorgenommenen Güterabwägung, voller Verbitterung und Eifer die Augen vor den Fehlern der Seite zu, auf die er sich stellte. Ist das so? Améry läßt auch hier nichts im Unklaren: Der geschundene Jude hat gar keine Wahl. Die Vergangenheit holt ihn ein, jeden Morgen, wenn er beim Aufwachen die KZ-Nummer auf seinem Unterarm erblickt; für ihn, der seine Abstammung, »Juda verrecke!«, beim Studium der Nürnberger Gesetze erlernte, für alle, die hineingeworfen wurden in die »Kommunität von Verfolgten«, stellt Israel immer noch »virtuelles Obdach« dar. Einzige Zuflucht. Solidarität mit diesem Staat ist für sie keine Frage des Wollens, der richtigen Gesinnung oder einer wie auch immer gearteten ausgewogenen Entscheidung.

Wer könnte hier streiten? Ein Jude. In einem (in »Weiterleben – aber wie?« enthaltenen) verglichen mit Amérys geschliffenen Texten ungelenken Beitrag über Antisemitismus und Antizionismus zählt Erich Fried ein paar schlichte historische Tatsachen auf, die das geschönte Israelbild Amérys einigermaßen zurechtrücken. Und der Leser, plötzlich ernüchtert, merkt, wie groß die Gefahr ist, über Amérys leidenschaftlicher Rhetorik das eigene kritische Denken einzustellen.

Améry verstand sich wechselnd als »Linker«, »linker Kulturkonservativer«, »Linksemotioneller« – richtiger wäre, ihn, ganz ohne Häme, aber die Grenzen politischer Erkenntnis- und Handlungsmöglichkeiten bedenkend, die eine solche Position einschließen, einen »couragierten Demokraten« zu nennen. Sicher, ein Mann, der die Folterkeller der Gestapo kennengelernt hat, wird einen Staat schätzen, der ihm Meinungsfreiheit und Rechtsschutz zusichert und sich dagegen wehren, daß dieser als »faschistoid« bezeichnet wird. Das ist verständlich, ändert aber nichts daran, daß, wer immer nur die Forderung nach Freiheit, Gerechtigkeit und Vernunft erhebt, die konkrete Bestimmung der Begriffe aber allein dem »gesunden Menschenverstand« überläßt, schließlich beim »trefflichen Willy Brandt« landet: Humanismus, und sei er »militanter«, ersetzt keine politische Perspektive.

Es gab Veränderungen in Amérys politischem Denken: Ende der sechziger Jahre noch pries er Frantz Fanon und begrüßte »die Geburt des Menschen aus dem Geist der Violenz«; da verstand er die formalen Bürgerrechte schon mal als »Opiate« und plädierte für ein neues Klassenbewußtsein, erwachsen aus dem Gefühl der Machtlosigkeit der Massen dem »anonymen Apparat« gegenüber. – Vier Jahre später schon scheint ihm die Gesellschaft zwar noch reformbedürftig, aber »nicht unerträglich«; der Linken weist er nun die reduzierte Rolle zu, »historischer Einpeitscher der Reformen« zu werden.

Mit Opportunismus hatte das nichts, gar nichts zu tun: Nach dem Einmarsch der UdSSR in Prag beharrte er, zu der Zeit gar nicht selbstverständlich, auf der Selbstverständlichkeit, daß man nichtsdestotrotz Linker bleiben könne; 1972, die Jagd auf die RAF begann, bestand er auf der Möglichkeit, auch weiterhin öffentlich über Gewalt nachdenken zu können, und der Neuen Linken warf er gar ein ganzes Sündenregister vor: Begriffsfetischismus, Blindheit den Alltagserfahrungen gegenüber, weltfremden Idealismus, Romantik...

Links-Stehen: Das war für ihn nicht die Konsequenz aus politischer Einsicht, sondern weit eher ein Entschluß aufgrund moralischer Erwägungen: Dort sah er Vernunft, Moral und Wahrheit angesiedelt, dort schienen ihm die »generöseren« Menschen versammelt, dort schlug das Herz. Marxismus galt ihm vor allem als wissenschaftliches System, dem eine individualpsychologische und anthropologische Komponente dringend abging (die, wie er meinte, mit Sartres »Kritik der dialektischen Vernunft« bloß hätte aufgegriffen werden müssen) und dessen Staat-gewordenen Konkretionen im Osten ihn als inhuman und verbürokratisiert enttäuschten.

Am Ende seines Lebens trauerte Améry der verpaßten Chance zur Gründung einer sozialistischen Partei nach, kritisierte seine ehemalige Einäugigkeit und einstige Weggefährten – »Konsum-Revolutionäre und Terror-Revolutionäre« – gleichermaßen, geißelte das »Unterdrückungsregime in Vietnam« und forderte mehr Zivilcourage gegen den langsamen Abbau der bürgerlichen Rechte... genug, die letzten Jahre, er schrieb selbst davon, sind nicht immer die besten.

Jean Amérys Bücher sind im Verlag Klett Cotta, Stuttgart, erschienen

Kasten »Jean Améry« auf Seite 59:

Band 99 der »Text + Kritik«-Autorenreihe ist ganz Jean Améry gewidmet. Neben einer ausführlichen Bibliographie, einer Datensammlung zur Biographie und einer Rede von Helmut Heissenbüttel finden sich mehrere textkritische Aufsätze: Irene Heidelberger-Leonard interpretiert den frühen Roman »Die Schiffbrüchigen«, dessen Exposé ebenfalls abgedruckt ist, als Vorübung zu »Lefeu oder Der Abbruch«, und versucht in einem zweiten Beitrag zu begründen, warum »Charles Bovary« nicht nur als Amérys Abrechnung mit Flaubert anzusehen ist, sondern auch als Abschied von dem frühen und Streitschrift gegen den späten Sartre und Flaubert-Biographen, dessen vermeintlichen politischen Realitätsverlust der »nützliche Staatsbürger« Améry mit wachsender Befremdung verfolgte.

Günter Kunert, umdüsterter Seher, glaubt Parallelen ziehen zu können zwischen dem Altern des einzelnen Menschen, wie Améry es beschrieb, und dem der Gattung »Untier Mensch« (in mittlerweile »suizidäre Zustände« hinein), wie Kunert es beobachtet zu haben glaubt. Und demonstriert für einmal mehr, was dabei herauskommt, wenn jemand sich mit sicherem Gespür um jene Haltung herumdrückt, die er an Améry so zu schätzen behauptet, daß dieser nämlich immer von der Realität ausgehe, die »Welt bis zur Unkenntlichkeit geraderücke«, ohne sie »gewaltsam einer präjudizierenden Anschauung zu unterwerfen«: »die Alzheimersche Krankheit unseres gesamten Planeten«.

Die Beziehung Amérys zu diversen Ländern und deren Gesellschaften steht im Mittelpunkt der beiden restlichen Texte: W.G. Sebald befaßt sich mit dem zwiespältigen Verhältnis des gebürtigen Österreichers zu Österreich, Lothar Baier, Jean-Améry-Preisträger von 1982, zeichnet die Stationen seiner Auseinandersetzung mit der politischen und intellektuellen Öffentlichkeit Frankreichs nach, einer Auseinandersetzung, die er trotz wiederholter Enttäuschungen stets hellwach führte . In einem klugen und fundierten Aufsatz beschreibt Baier die politische Entwicklung Frankreichs seit dem Zweiten Weltkrieg – Résistance, Algerienkrieg, Mai 68 – , die Veränderungen im gesellschaftlichen Kräfteverhältnis und den wechselnden Einfluß, den die Intellektuellen darauf auszuüben vermochten/versuchten – teils vom jeweilig zeitbezogenen Blickwinkel Amérys aus, teils aus der zeitlichen Distanz von heute, was ihm erlaubt, viele der Améryschen Urteile im nachhinein zu bestätigen (Mai 68 als »Wiege des modern France« beispielsweise), andere sanft zu korrigieren (die Verwerfung des Strukturalismus in Bausch und Bogen etwa).

Und was beschäftigt das intellektuelle Frankreich gegenwärtig? Generalabrechnung mit dem Strukturalismus. Rehabilitation des Humanismus. Ob der aber Améry gefallen hätte, ist zweifelhaft, denn »es ist ein weicher und wärmender Humanismus, von dem nur niemand weiß, ob er nicht wieder davonflattert, sobald sich ein kräftiger Gegenwind erhebt.«

Konkret 09/88, S. 60

Hans Platschek

Lenin und die Gurke auf Kubus

Auch vor Gorbatschow gab es in der Sowjetunion keine verbotene Malerei, sondern bloß eine »nicht-offiizielle«. Die erlebt nun ihren Durchbruch: »Es ist nicht alles gut was da hängt, aber es ist gut, daß es da hängt«

Das alles hat man irgendwann und irgendwo schon einmal gesehen. So zumindest dürfte der als Urteil verkleidete Schnellschuß lauten, der einem in Kunstmarktkunst bewanderten Leser einfällt. In der Tat lassen die meisten der Bilder an Spielmarken wie COBRA oder Informel, Spätsurrealismus oder Hard Edge, »wilde« Malerei oder was immer denken. Allein ein paar Beispiele, im Stil des alten sozialistischen Realismus gemalt, jener »ausgepinselten Fotobilder«, wie Lunatscharsky sie bereits 1924 nannte, muten fremdartig, wenn nicht exotisch an. Gerade diese Bilder jedoch stellen die einst vorgegebenen Inhalte auf den Kopf: Sie tragen Unstatthaftes, Satire oder Parodien zur Schau.

Nur geht fehl, wer sich mit der neuen Malerei in der UdSSR so beschäftigt, als habe er das Oeuvre eines Bonnard oder Braque vor Augen, von den verschiedenen Modeerscheinungen zu schweigen, die von Saison zu Saison für Leben auf den Märkten sorgen. Es stimmt schon, eine Vielzahl der in diesem Buch dokumentierten Stile, Darstellungsweisen und Techniken sehen geborgt aus, nur geraten damit zwei widersprüchliche, hinterrücks aber miteinander verbundene Dinge ans Licht. Erstens nämlich ist in unseren Breitengraden seit Jahr und Tag eine einstmals lebendige Avantgarde zum Stillstand gekommen, mehr noch: Sie ist vom Kommerz und einer nahezu uferlosen Spekulation ruiniert worden. Auf eine andere, nicht unähnliche Weise wirkt heute die jeweilige Saisonkunst wie das Remake konstruktivistischer, dadaistischer oder surrealistischer Bildideen. Sollte, was im Westen billig ist, in der UdSSR recht sein?

Das führt zur zweiten Frage. Seit einiger Zeit schon durchlaufen die bildenden Künste in den sozialistischen Ländern Entlastungsphasen, solche, die Bilder und Plastiken von rudimentären Auflagen, von Denotationen aus erster Hand und von einer ihnen fremden Utilität entbinden. Um nur ein Beispiel zu nennen: Lunatscharsky sprach davon, daß ihn gewisse Bilder an arrangierte Theaterszenen erinnern: Tatsächlich sind eine Unzahl der einstigen Monumentalgemälde aufgrund von Theaterposen entstanden, wozu noch literarische Beschreibungen kamen, Agitationsphotos und ähnliches, anderen Medien entlehntes Material. Die Maler hatten den Blick für Realitäten verloren, weil sie unter Realitäten in erster Linie Malvorwände um dieses oder jenes Ideogramm herum sahen. Die Malvorwände hingen ihrerseits davon ab, was solche Maler handwerklich zustandebrachten. Noch einmal Lunatscharsky: »Der Einfluß der Revolution war kaum bemerkbar. Zwar wurden die 'Zwölf' von Block und das 'Mysterium Buffo' von Majakowski geschrieben. Zwar wurden viele gute Plakate und eine Anzahl brauchbarer Denkmäler hergestellt, aber all das entsprach mitnichten der Revolution selbst ... Die Realisten unter den Künstlern (genauer: die dem Realismus mehr oder minder nahestehenden Künstler) kamen der Revolution bei weitem nicht so sehr entgegen wie die Künstler der modernen Richtungen; und diese ... waren außerstande, den neuen Ideengehalt der Revolution auszudrücken. Somit können wir uns nicht rühmen, daß die Revolution (ich wiederhole: in den ersten Jahren) für sich ein hinreichend ausdrucksvolles künstlerisches Gewand hervorgebracht hat.«

Fällt allerdings ein solcher Anspruch fort, so geschieht es in der Regel, daß nunmehr der Blick nach draußen Unterschiede nicht zur Kenntnis nimmt. Jede Mode auf den Märkten kann als Meilenstein der Kunstgeschichte mißverstanden werden, informeller, surrealistischer oder »wilder« Abhub nicht allein als ein womöglich notwendiges Nachhilfematerial, sondern als Beleg für eine vermeintliche »Weltgeltung«. Einmal heißt es bei Mrozek »Aluminium haben wir auch«. Die Kubaner etwa und die Polen haben einiges dransetzen müssen, um die eine oder die andere übernommene Bildersprache in die eigene Realität zu übertragen. Die neuen Künstler in der UdSSR stehen somit vor dem nicht neuen Problem: Reicht es, zu demonstrieren, daß es auch unter ihnen »wilde« Maler oder Surrealisten gibt, und wenn nicht, wie läßt sich, um einen Untertitel des vorliegenden Buches zu zitieren, »die andere Seite der Medaille« zur Darstellung bringen, ohne daß man die Medaille selbst aus den Augen verliert?

Im allgemeinen pflegt ein jeder Kunstbücher bloß durchzublättern und sich mehr Zeit für die Farbabbildungen zu nehmen. Aus gutem Grund: Die Texte in derartigen Büchern sind sprachlich unzulänglich und, was die Argumentationen angeht, mit Schwachsinn durchtränkt. Ausnahmen bestätigen die Regel. So der Text des Herausgebers Eric A. Peschler, eine bemerkenswert unaufgeregte und informative Präsentation einiger Künstler in Moskau, die, wie Peschler einräumt, nichts Lexikalisches an sich hat. Auch andere Künstler wären vorzustellen gewesen. Dem Herausgeber aber, wie auch seinem Mitautor Wiktor Misiano, ging es darum, die Situation der von ihm ausgewählten »nicht-offiziellen« aber mittlerweile akzeptierten Maler jener Mythologien zu entkleiden, deren Erfindung Herzenssache Kalter Krieger war. »Der Begriff 'Untergrund'«, so Peschler, »weckt die Vorstellung von einer 'verbotenen' Kunst, die es anders als in Nazideutschland (wo bekanntlich die Gestapo Ateliers und Künstlermansarden turnusmäßig nach 'entarteter' Kunst zu durchsuchen pflegte, mißliebige Kunstwerke konfiszierte oder an Ort und Stelle zerstörte und ihre Produzenten, so Umerziehungsversuche an ihnen scheiterten und sie nicht rechtzeitig ins Ausland entkommen konnten, in Konzentrationslager einlieferte) in der Sowjetunion nie gegeben hat.« Es gab auch zu keiner Zeit »Moskaus heimliche Maler«. Malen konnte ein jeder, was ihm

einfiel, abstrakt, figurativ, surrealistisch; er konnte sogar, wenn er Kunden fand, verkaufen: Nur zu öffentlichen Ausstellungen wurde er nicht zugelassen. Auch wendet sich Peschler gegen die »Mär von der materiellen Not der nonkonformistischen Künstler in der Sowjetunion.« Die meisten arbeiteten nicht ohne Erfolg als Designer, Bühnenbildner und Buchillustratoren, vor allem auch um die lebenswichtige Aufnahme in den Berufsverband zu erlangen. Nicht daß eine solche Existenz ein Honigschlecken war, im Gegenteil; ein Paria-Dasein jedoch in Dostojewskis Totenhaus war sie selten.

Nicht nur der Kuriosität halber, sondern mit einem ebenso sadistischen wie begrüßenswerten Vergnügen zitiert Peschler einen Erlebnisbericht von Jimmy Ernst, Sohn des berühmten Malers Maxie, nein, Max Ernst, aus der »Schattenwelt der Geächteten«. Man traf sich vor Mitternacht in einer dunklen Gasse. Ein flüchtiger Gruß, ein geflüstertes Wort: »Das war«, so Jimmy im nachhinein mit zitternder Stimme, »wie in einem Hitchcock-Thriller.« Unter Vorsichtsmaßnahmen, die auch einem B-Filmregisseur zur Ehre gereicht hätten, kam man in ein entlegenes Haus, schlich sich die Treppe hinauf und stand vor einem »heimlichen Maler«. »Da stand nun dieser Mann da, und die Tränen liefen ihm nur so herunter. Und das Zimmer war so klein, daß unsere Knie aneinanderstießen, als wir uns setzten. Dann haben wir nur geflüstert.« Weiter geht es in Jimmy Ernsts Erinnerung mit dem, was Peschler eine Geschmacklosigkeit und eine Gruselgeschichte nennt. An der Wand des Malers hing eine Ansichtskarte von New York. »So jede zwanzig Minuten nahm er sie von der Wand, küßte sie und dann sah er uns an.«

Peschler verharmlost nichts; er rückt nur Legenden zurecht. Das Gros seines Buches besteht aus Erklärungen und Selbstdarstellungen der Künstler oder aus Texten ihrer Freunde. Einige davon klingen in unseren Ohren schon deshalb pathetisch, weil sie nicht die Sprache unserer malenden Starfighter oder unserer Ausstellungsmacher sprechen; andere sind instruktiver und wieder andere ein Schock. Vom ersten der vorgestellten Maler, Wladimir Jakowlew, heißt es, er male nicht mehr, er leide an offener Tuberkulose und sei fast erblindet. Jenseits von Jimmys Kolportage kommt hier eine Leidensgeschichte an den Tag, die sich in den abgebildeten Gouachen niederschlägt: Die »Köpfe«, so der Kopf Boris Pasternaks, eher Botschaft, weniger Porträt, entspringen in keiner Weise den Kategorien eines ästhetischen Erbsenzählens, obwohl oder gerade weil Jakowlew alles daran setzte, ein Maler, nicht ein uns genehmer Schmerzensmann zu sein.

Eduard Arkadijewitsch Schtejnberg ist der Sohn eines Absolventen der legendären WCHUTEMAS, der Moskauer Kunstschule nach dem Oktober, die das Bauhaus vorwegnahm, Kunst und Revolution auf einen Nenner bringen wollte und sogar einen Messias wie Kandinsky als Dozenten über eine kurze Zeitspanne hinweg ins Brot setzte. Schtejnberg nun macht geltend, was auch andere Künstler und, über den Rahmen dieses Buches hinaus, selbst Kunstfunktionäre bereits seit einiger Zeit in der UdSSR zum Nachdenken anregt: die Auseinandersetzung mit den avantgardistischen Entwürfen kurz nach der Revolution, den Utopien, denen gemäß die ästhetische mit der politischen Avantgarde eine Übereinkunft hätte finden müssen. Wie man weiß, fand eine solche Übereinkunft nicht statt. Die Gründe liegen auf der Hand: Die Revolution hatte auf Massen zu zählen, die zu 85 Prozent Analphabeten waren. Hunger, Interventionskriege und Desorganisation taten ihr übriges. Ein paar statistische Angaben aus dem Jahr 1921 verzeichnen folgendes: Das Volkseinkommen betrug ein Drittel des Einkommens der Vorkriegszeit. Die Industrie erzeugte weniger als ein Fünftel der vor dem Krieg hergestellten Güter, die Kohleförderung erreichte weniger als ein Zehntel und die Eisenförderung nur ein Vierzigstel der Normalproduktion. Das Eisenbahnnetz war fast völlig zerstört, der Güteraustausch zwischen Stadt und Land weitgehend zum Erliegen gekommen. 1921 hatte Moskau nur die Hälfte und Petrograd nur mehr ein Drittel ihrer früheren Bevölkerung. Die Einwohner verheizten ihre Möbel und lebten monatelang von hundert Gramm Brot und ein paar gefrorenen Kartoffeln pro Tag.

Kein Wunder, daß die ästhetischen Neuerer auf verlorenem Posten standen. Möglicherweise war Schtejnbergs Vater ein Anhänger der Konstruktivisten, der Suprematisten und der Futuristen. Deren Dilemma hat Brecht einmal mit dem Gurken-Beispiel erklärt. »Die Fehler und Irrtümer einiger Futuristen sind offenkundig. Sie setzten auf einen Riesenkubus eine Riesengurke, strichen das ganze rot an und nannten es 'Bildnis Lenins'. Was sie wollten war: Lenin sollte nichts gleichen, was irgendwo gesehen worden war. Was sie erreichten, war: sein Bild glich keinem Bild, das je erblickt wurde. Das Bild sollte an nichts erinnern, was man aus alten verfluchten Zeiten kannte. Leider erinnerte es auch nicht an Lenin.«

Natürlich war Brecht intelligent genug, sich gegen die ausgepinselten Photobilder zu verwahren, »die zwar an Lenin erinnern, deren Malweise aber keineswegs an Lenins Kampfweise erinnert.« Die nicht-offiziellen Maler, wie Peschler sie nennt, mittlerweile aber auch offiziellere Kunstadepten, schlagen sich mit dem Sachverhalt herum, daß es nach der Revolution vorgreifende, utopistische Bildideen gegeben hat, die, leider, den Leiden der Brauchbarkeit, wie Brecht es nannte, nicht ausgesetzt waren, denen man jedoch heute andere Züge abgewinnen kann, vorausgesetzt, man zieht das Messianische, das Fiktive, mit einem Wort: die revolutionäre Ungeduld ab. Malewitschs Forderung nach einer Revolution im Sinne des Suprematismus war nun einmal etwas anderes als die sich im Interventionskrieg wehrende reale Revolution. Für Schtejnberg ist das Vergangenheit. Sein Vater, aus der Haft – welcher wohl? – zurückgekehrt, fördert seine Kunstübungen. In dem Statement sagt der Sohn, er arbeite viel: Seine Sympathie gelte nach wie vor Wladimir Solowjow und Kasimir Malewitsch. Die Klassiker der russischen Avantgarde habe er Anfang der 60er Jahre im Haus eines Sammlers kennengelernt. Schließlich folgt ein merkwürdiger Satz. »Meine Sympathie gehört, ich sagte es, dem Philosophen

Solowjow, dem Lyriker Iwanow. Ich habe Malewitsch entziffert, und ich glaube, ich habe mich nicht geirrt. Das Rechteck, das ist der Tod, der Verlust, die Sehnsucht nach Gott.«

Derartige Naivitäten sind, genau genommen, die Reaktion auf das Programmdenken des Generals Andrej A. Shdanow und seiner Untergebenen in Sachen Kunst. Aus Peschlers Buch kann man zwei Schlüsse ziehen. Den ersten legt Peschler mit dem Zitat einer Schweizer Schriftstellersgattin nahe, die über eine jetzt nicht mehr verbotene Ausstellung der Nicht-Offiziellen sagte: »Es ist nicht alles gut, was da hängt. Aber es ist gut, daß es da hängt.« Der Satz ist eine Spur zu bescheiden. Denn was da hängt, sollte als Teil eines Prozesses gesehen werden, der, über seine formalen und administrativen Bedingtheiten hinaus, die Bildersprachen mit anderen, zeitgemäßeren Vorsehungen besetzt. Das ist das eine. Das andere mag zunächst zynisch klingen.

Auf den westlichen Märkten ist alles erlaubt, soweit, daß einigermaßen beschlagene Beobachter von Bluff, Abgebrühtheit und Ausverkauf sprechen. Eine neue Richtung in New York nennt sich »Smart Art«. Dagegen stellt die Sehnsucht nach Gott, wer immer das auch sein mag, vor allem aber die nachträgliche Auseinandersetzung mit einem Funktionärstyp, den schon Ehrenburg in seinen Memoiren angriff, eine solidere Basis für künstlerisches Arbeiten dar. Immerhin hat dieser Funktionär nicht wie im Film der Herr Gecko an der Börse spekuliert. Seine kleinlichen Einwände gegen eine Kunst, die weiter zielt, lassen sich, sofern man ihm die Zielsetzung erklärt, entsorgen. Ist das nicht der Fall, so kommt Rat mit der Zeit: Auch Funktionäre haben Probleme mit ihrer Sterblichkeit. Ohne sich auf Prophezeiungen einzulassen, und Peschlers Buch legt es nahe, sieht es so aus, als ob über kurz oder lang gerade der Schwierigkeiten wegen aus der UdSSR und anderen sozialistischen Ländern eine Kunst auf uns zukommt, die sich im übertragenen wie im Wortsinn gewaschen hat.

Erik A. Peschler (Hg.): Künstler in Moskau. Die neue Avantgarde, Edition Stemmle, Schaffhausen, Zürich, Frankfurt/M., Düsseldorf 1988, Großformat, 216 durchgehend z.T. farbig bebilderte Seiten, 98 Mark

Konkret 09/88, S. 63

Dieter Scheurer

Trocken Wasser heißt hier Vodka

Exklusiv! M. Rusts Gefängnistagebuch! Ghostwritten by Dieter Scheuerer

17. Mai. Nach meiner spitzenmäßigen Landung hat man mich in einem _ sehr merkwürdigen Hotel untergebracht: Es ist alles sehr zeitgeistmäßig und schrill im Stil der 50er Jahre eingerichtet. Mich wundert bloß, daß die Türe von außen zugesperrt ist und die Deckenbeleuchtung Tag und Nacht brennt. Einer vom Hotelpersonal hat mir meine Klamotten abgenommen und mir dafür einen totschicken gestreiften Anzug gegeben. Wahrscheinlich will man meine Sachen, die von dem langen Flug doch etwas zerknittert sind, aufbügeln. Von meinem Fenster aus habe ich einen herrlichen Blick auf einen Hof, in dem sich weitere Hotelgäste in der gleichen Aufmachung vor dem Abendessen ergehen. Über den Service hier kann man sich wirklich nicht beschweren: Das Essen bekommt man sogar auf's Zimmer serviert.

19. Mai. Man hat mich in einen kärglich eingerichteten Raum gebracht, in dem vier dicke, schnauzbärtige Männer sitzen und auf mich einreden. Bayrisch ist schon eine seltsame Sprache. Ich hätte nie gedacht, daß meine Landung, so blitzsauber sie auch war, einen solchen Aufruhr verursachen würde. Als ob diese Bayern noch nie eine Flugmaschine gesehen hätten.

22. Mai. Endlich ein Bayer, dessen Kauderwelsch ich verstehe. Er sagt, er sei ein Dolmetsch und erklärt mir, daß ich hier in Moskau sei. Und ich hab' immer gedacht, der Platz, auf dem ich gelandet bin, sei der berühmte Oktoberfestplatz in München gewesen. Wie blöd von mir! Aber jetzt geht sogar mir Dumpfbeutel ein Lichtlein auf. Moskau, liegt das nicht irgendwo in diesem bösen Rußland, wo die Leute rohe Kinder fressen und auf der Ofenbank überwintern? Daher auch der ganze Rummel um meine doch eher langweilige und blasse Person. Ich weiß noch, früher, in der Schule, wenn der Lehrer die Anwesenheit überprüfte, mußte er bei mir immer erst dreimal nachgucken, ob ich auch wirklich da war. So unauffällig bin ich. Aber wie heißt's immer: Stille Wasser sind doof. Na also!

25. Mai. Oh weh, oh weh, in was für einen dicken Fettnapf bin ich da bloß hineingelatscht. Der Dolmetsch erklärt mir, daß dies gar kein Hotel sei, sondern ein Untersuchungsgefängnis. Was habe ich nur verbrochen? Einer aus der Botschaft war heute bei mir und begrüßte mich mit 'na, du Teufelsflieger'. Nach einer Weile begreife ich, daß er mich damit meint. Er sagt, ich solle mir keine Sorgen machen. Ich mache mir aber schon Sorgen. Nämlich: Wer wird meinen Hamster Benny versorgen, solange ich hier festsitze? Mami bestimmt nicht, wegen ihrer Hamsterallergie. Und Papi? Der wird ihn höchstens futtern, das alte Aas. Wenn ich nur meinen Benny hier haben könnte, dann würde ich die Einsamkeit viel besser ertragen. Rußland! Ausgerechnet Rußland! Wo es doch so viele andere Länder gibt! Ich könnte mich ohrfeigen. Wenn ich nur wüßte, wie das geht.

28. Mai. Ein Mann mit ganz großen Ohren war hier und hat mir die Hand gedrückt. Er sagt, er sei der Außenminister von Deutschland, und er werde sich für mich einsetzen. Was es nicht alles für komische Berufe gibt. Wenn ich mal groß bin, dann werde ich Düsenjäger.

3. Juni. Mein Russisch macht schon Fortschritte. Mein Wärter hilft mir dabei sehr. Er deutet immer auf ein bestimmtes Ding, zum Beispiel auf mein Essen, und sagt was. Und ich sage es nach. Ganz einfach, dieses Russisch. Borschtsch oder so ähnlich gibt es hier jeden Tag, früh, mittags und abends. Zu trinken gibt es bloß trocken Wasser, das hier Vodka heißt. Nach dem Trinken aber muß man sein Glas hinter sich an die Wand knallen, sonst ist mein Wärter immer ganz unzufrieden mit mir, nimmt mir zur Strafe meine Brille ab und haut mich ganz fies auf meine dummen Ohren.

25. Oktober. Man hat mich in ein anderes Lager verlegt. Es heißt Dnjiepropetrosibirsk und ist landschaftlich recht nett gelegen: ringsum Schlamm, Birken und grauer Himmel. Bloß die Wärter sind hier nicht mehr so freundlich wie mein alter Iwan. Immer wenn ich Zeichen mache, daß ich Hunger hab', mir den Bauch reibe und auf meinen offenen Mund deute, lachen sie nur hämisch und hauen mir auf meine blöde Brille. Manchmal denke ich wirklich, ich hab's nicht anders verdient. Warum nicht Mallorca? Nein, ausgerechnet Rußland muß es sein.

3. Dezember. Manchmal, wenn ich dran denke, wie weit ich hier von meinem Benny weg bin, überkommt mich schon sowas wie Heimweh und eine übergroße Dämlichkeit. Aber ich tröste mich mit dem Gedanken, daß es umgekehrt ja genauso ist. Auch Benny ist genauso weit weg von mir. Mir schwant irgendwie, daß alles irgendwie ganz schön relativ ist und dann hör' ich lieber wieder schnell auf mit dem Denken, bevor es wehtut.

24. Dezember. Ich habe mir ein Schachspiel aus zerkautem Weißbrot gebastelt und mir selbst zu Weihnachten geschenkt. Mein Gott, was war das für eine Überraschung, als ich das Paket auspackte. Leider mußte ich dann feststellen, daß ich gar nicht Schachspielen kann. Aber egal, ich hätte sowieso keinen Partner gehabt.

5. Februar. Ich bekomme hohen Besuch von einem Botschafter. Er sagt, die Regierung (welche Regierung?) will mich gegen 200.000 Zentner Butter freikaufen. Mehr bin ich denen nicht wert? Ich gehe jedenfalls nicht auf das Angebot ein, sondern warte lieber noch ein wenig, bis mein Preis weiter steigt.

12. Februar. Hurra, ich hab' einen Freund. Er heißt Helmut und ist eine Kakerlake. Das heißt, ich weiß ja gar nicht, ob Helmut wirklich so heißt, ich nenne ihn halt so. Helmut ist sehr anhänglich. Wenn ich abends unter mein Laken krieche, schlüpft er ebenfalls mit rein und saugt sich an meiner blöden Brille fest. Ich streichle ihn dann, bis er leise zu schnarchen beginnt. Gibt es etwas Schöneres als einen guten Freund?

8. März. Ein Wort zur Hygiene. Die Ruskis mögen zwar in der Raumfahrt einiges draufhaben, aber was die Hygiene anlangt, also unter aller Kanone. In meiner Zelle steht ein Eimer mit Wasser, den ich sowohl zum Waschen als auch zu meiner Notdurft benutzen muß. Er wird nur einmal am Tag ausgeleert und mit frischem Wasser gefüllt. Da muß man ganz schön aufpassen und die richtige Reihenfolge einhalten.

11. März. Ich muß jetzt meine Zelle mit einem ehemaligen russischen Offizier teilen, den man wegen Schwarzeinweckens von Quitten aus Kolchosebeständen zu drei Jahren Lager verurteilt hat. Das Blöde ist nur, daß es hier in der Zelle nur eine Pritsche hat. In manchen Dingen ist Rußland eben noch ein sehr armes und hoffnungslos rückständiges Land. Helmut, das treulose Biest, treibt es jetzt auch mit meinem Zellengenossen.

25. April. Besuch von meinen Eltern. Groß sei ich geworden, sagen sie, und ich solle mir keine Sorgen machen. Benny sei gut versorgt in einer Hamsterpension und die Kosten dafür würde eine bekannte Illustrierte übernehmen. Ich sei jetzt ein berühmter Mann, zuhause in Deutschland, bekannter und berühmter als so manches Regierungsmitglied (welche Regierung?). Ich und berühmt, das muß man sich mal vorstellen! Von dem Geld, das man mir für meine Exklusivberichte zahlen will, kaufe ich mir als erstes mal einen Diercke-Atlas. Damit mir sowas so schnell nicht wieder passiert.

August. Frei! Endlich wieder frei! Eine Delegation (was immer das sein mag) begleitet mich nach Moskau und von dort aus heim nach good old Germanien. Damit ich auch ja hinfinde.

Konkret 09/88, S. 64

Volker A. Zahn

Buch des Monats: Zwischen den Kriegen

Peter Rühmkorf (Hg.): Werner Riegel... beladen mit Sendung. Dichter und armes Schwein. Haffmans Verlag, Zürich 1988, 336 S., 40 DM

»Nun kommen ein paar Mann durch den Sand, nun erkennt man ihre Gebärde, nun hört man ihr Wort, aber, ob sie auch Heuschrecken fraßen, sind es schon Seher und Künder? Sie haben diesen Fundus aus Prophetie und Phantasie, sie tragen dieses trügerische Hemd aus Traum und Tränen, aber sie schweigen von den Schatten der Götter und grinsen über die Hoffnung der Haufenweisen. Sie bringen kein Licht in ihre Sache und Dunkelheit in die Senken des Sinnlosen. «

Sie kündeten von der Nacht, aber sie sahen den Morgen; ein Trupp junger Literaten, nicht älter als dreißig die meisten, angewidert vom faulen Geist der Zeit und aufgetankt mit dem Zorn der Zweifler und Verzweifler. Ihr Schaffen sollte Wirkung zeitigen, sollte bestenfalls Geschichte schreiben, doch weil sie sich konsequent dem System (und d.h. vor allem seinem Marktmechanismus) versagten, versagte ihnen die Geschichte ihre Anerkennung. Traurig.

Noch trauriger, weil zutiefst menschlich, die Geschichte Werner Riegels. Er, Mittelpunkt und Motor dieses Freundes- und Kunstbundes, verstarb 1956, erst 31jährig und, so Peter Rühmkorf, wie eine »expressionistische Schicksalsfigur«. Rühmkorf hat nun bei Haffmans einen Band mit den wichtigsten Texten Riegels veröffentlicht – eine Sammlung atemberaubend schöner Gedichte, Essays und Briefe; Zeit- und Kulturgeschichte von mächtig nachwirkender Kraft.

Gespeist »von den Elektroden des Expressionismus, von der Anode des Aktivismus, von der Kathode der Normenverneinung« suchten Riegel und Mitstreiter in ein nachnazistisches Deutschland zu funken, das als Wiederaufbau bezeichnete, was ihnen wie Grablegung erschien. »Finismus« nannten sie ihre Bewegung, »Zwischen den Kriegen« ihr Sprachrohr, und insgesamt wies auf den ersten Blick alles mehr ins Resignative, Fatalistische; nicht selten bezichtigte man die Finisten des Nihilismus.

Doch war dieser Vorwurf barer Unsinn; der Gedanke an Besserung war lebendig, aber lebendiger noch die Eindrücke der jüngsten Geschichte. Noch wirkte die Nazikrankheit nach; das Volk dumm, die Politik verlogen, die Kultur heruntergekommen, Aborte des Menschenverstandes. Wie konnte man da auf Besserung hoffen, ohne vorher auf die Schädel einzuschlagen.

Riegel schlug ohne zu treffen; sein tiefes Mißtrauen gegen den Literatur-Betrieb, seine Mutmaßungen über die »Polizeiaufsicht der gewerbsmäßigen Literaturunzuchtler«, sein Groll gegen arrivierte Großautoren und andere Stromlinienspießer ließen ihn Publikationsformen wählen, die zwangsläufig sein Anbellen zur Wirkungslosigkeit verdammten. Das war konsequent, aber bei der Qualität der Texte die reinste Verschwendung. Gerade mal 200 Leser erreichte die in hektographierten Exemplaren erscheinende Zeitschrift »Zwischen den Kriegen«; ein Mönchsdasein, zwar nicht bigott wie bei den Jenseitigen, aber ähnlich weltabgeschlossen, ähnlich beseelt vom Glauben an Apokalypse und Himmelreich, ähnlich missionseifrig. Vorantreibend die Hoffnung auf die Wirkkraft einer neuen Kunst; man sah einerseits sich in die Fußstapfen des deutschen Expressionismus treten, als Erben Heyms, van Hoddis', Hardekopfs, da war viel Benn in den Gedichten und der didaktische Elan Hillers, andererseits aber wollte man aus dem Gegebenen Neues schaffen. Der »Finismus« sollte Trakl, Benn, George und Brecht einen, sollte den deutschen »aktivistischen Tendenzexpressionismus« und den französischen »nihilistischapokalyptischen Destruktionsformalismus« zueinanderführen, »ineinander münden und zum letzten Leuchtzeichen erglühen lassen«. Viel Pathos, gewiß, und eine eklatante Fehleinschätzung des Stellenwerts der Kunst erst recht.

Doch Riegel sollte das nicht scheren; er schrieb sich die Finger wund für ein winziges Spezialpublikum, korrespondierte gewissenhaft mit Lesern über Detailfragen und suchte in Briefen junge Autoren das Schreiben zu lehren. Ein Werbefeldzug für die eigene und für die gute Sache, zugleich indes zermürbender Stellungskrieg gegen Besitzwirtschaft und Parasitenkultur: »Schizographie« nannte Riegel dies Gemisch aus Kampf und Fatalismus.

Hoffnungslos ging es zumeist in der Lyrik zu; rauschhaft, mythologisch, doch nie hermetisch, immer feuert die Wirklichkeit eine Salve Grauen und holt den Dichter vom Himmel: *(»Also Schluß, also ist/ Es hinten versackt, / Wie man ins Dunkel pißt,/ Wo der Dorn in den Himmel hakt. / Der Mensch, das lyrische Vieh,/ In die Leere verstoßen – / Es rinnt die Melancholie/ Von seinen dreckigen Flossen. «).*

Ungestüm, bisweilen rauschhaft, blutrauschhaft, auch die Essays; Abrechnung mit einer Zivilisation, die ihm nur Barbarei ist; seine Angriffe: spitz, krausisch, mitunter rüder im Ton, die Opferrolle pointierend auch. Riegel über das BRD-Klima der 50er Jahre: »Nach kurzen Wiederbelebungsversuchen in den Jahren des Hungers und der großen Scheiße wird sie (die Seele) wieder eingefroren, und der abendländische Mensch wendet sich der Beschäftigung des Waffenreinigens zu. Er hat noch eine Anzahl Tode nachzuholen. Die Tode von Rühmkorf, Doletzki, Kefer und Riegel. Und vielen, die ich nicht kenne.

Wie gesagt: noch leben sie unter uns. Ich bin zum Optimismus bereit, ich weiß, im Innersten sieht man ein, was hier gesagt wird. Aber der Krebsschaden wächst. Jeder Tag läßt andre Seelen einfrieren. Nicht mehr lange, und wir leben unter ihnen. Und sie werden nicht an die Bitterkeit des Sterbens denken, wenn sie uns umbringen.« Hier bläst nicht einer die Fanfare der Betroffenheit, sondern krankt vielmehr aus intellektueller Einsicht; Riegel litt mit, indem er mitdachte.

Indes versinkt nicht alles im Elend; leidenschaftlich, euphorisch der Verweis auf die Geistoasen inmitten der Wüstenei, bestechend seine Autorenportraits. Riegel 1955 über Arno Schmidt: »Die Voraussetzung ist: sich auf das Lange und Breite nicht einzulassen. Es werden nicht mehr die Altarflügel der menschlichen Tragödie und Komödie gemalt, es wird nicht mehr das Mosaik der Gesellschaft und ihrer Zeit zusammengesetzt aus zwanzig Romanen, und dennoch: wo Balzac und Zola titanisch die Welt umfangen, hat Schmidt sie im kleinen Finger. Jene kreisen um die Welt, diesen umkreist sie. Der Gewinn jener ist, in jedem Roman: ein Segment der Welt; Schmidt aber zieht jederzeit das Panorama vor der Linse vorbei. Ein Roman von wem auch immer (und sei es Döblins 'Alexanderplatz') wirkt monodisch und monozyklisch, Schmidts Epopöid dagegen viel- und verschiedenstrahlig extensiv.«

Der Dichter Riegel war ein Phänomen: Weil er großen Wert auf eine profunde Kenntnis des Materials, mit dem er umging,

legte, betrieb er neben Lyrik- und Essayproduktion, neben redaktioneller Organisation, neben seinen umfangreichen Korrespondenzen noch intensive Forscherarbeit zur Vorbereitung einer modernen Literaturgeschichte. Riegel war zudem verheiratet, hatte ein Kind und verdiente tagsüber sein Brot als Bürobote. Als Klaus Röhl es 1955 endlich geschafft hatte, Riegel zum »Studentenkurier« (später KONKRET) und damit vor ein größeres Publikum zu zerren (nichts fürchtete Riegel mehr, als seine Unabhängigkeit zu verlieren), war schon fast alles zu spät; aufgezehrt, ausgebrannt in der Schlacht gegen die Verderbtheit der Köpfe starb er nur kurze Zeit später einen elenden Krebstod. Eine Schicksalsfigur? Gewiß. Doch wäre Riegel Mitleid die Fallgrube für seine Ideen und also zuwider; das Ende als natürliche Konsequenz sollte konsequent als eine natürliche Erscheinung, als Beiläufigkeit, beschrieben werden:

»Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut,

In allen Lüften hallt es wie Geschrei.

Dachdecker stürzen ab und gehn entzwei,

Und an den Küsten – liest man – steigt die Flut.

Der Sturm ist da, die wilden Meere hupfen An Land, um dicke Dämme zu zerdrücken. Die meisten Menschen haben einen Schnupfen.

Die Eisenbahnen fallen von den Brücken.«

Jakob van Hoddis, »Weltende«

Konkret 09/88, S. 66

Peter O. Chotjewitz

Ichfarenümemitine

Von wegen Sauberkeit, Demokratie, Friedfertigkeit und Inselglück inmitten eines ansonsten verbrecherischen Europas: Der Schweizer Publizist Niklaus Meienberg hat sein Land als das beschrieben, was es ist: Privateigentum eines dünnen obergärigen Klüngels stinkreicher und stockreaktionärer patrizischer Familien

»Eine Schweiz – über jeden Verdacht erhaben«: So lautete der deutschsprachige Titel einer Analyse der politischen Ökonomie der Schweiz von Jean Ziegler, die 1976 bei Luchterhand erschien. Über jeden Verdacht erhaben: So kam sie uns vor, die Schweiz, in meinen Jugendjahren: anständig, liberal und urdemokratisch, und das seit der Vereinigung der Talschaften Uri, Schwyz und Unterwalden anno 1291.

Es gab Ungereimtheiten. Der Streit um das Frauenwahlrecht, die Ausländerraus-Bewegungen oder solche Merkwürdigkeiten wie das obligatorische Mitführen rostiger Säbel auf rein männlichen Volksversammlungen, die jedoch als regionale Schrullen durchgehen mochten.

Die Schweiz war das Land, dessen freie Luft (»frei von Akszissisten«, zu deutsch: Steuereintreibern) Georg Büchner gerühmt hatte, wo Bakunin, Kropotkin und Plechanow demonstriert hatten, Lenin lebte und während der Nazi-Zeit sogar ein paar deutsche Emigranten Unterschlupf fanden.

Es gab Gerüchte, daß die Schweizer Behörden Flüchtlinge zurückgewiesen hätten, die im Reich um ihr Leben fürchten mußten. Doch die Idee, daß Frischs »Andorra« und Dürrenmatts »Besuch der alten Dame« unmittelbar etwas mit den Verhältnissen in den alpenländischen Kantonen und ihrem auffälligen sozialen Frieden zu tun haben könnten, kam uns nicht. »Andorra« war Deutschland in der Nazi-Zeit, die Leute von Güllen waren wir.

Wie sehr auch die Schweiz faschistisch verseucht war, hätte man spätestens in der 1962 erschienenen Westberliner Dissertation von Günter Lachmann: »Der Nationalsozialismus in der Schweiz 1933-1945« nachlesen können. Ich gestehe, daß auch ich diese bestürzende Schrift erst zwanzig Jahre später zur Kenntnis genommen habe.

Inzwischen gibt es eine Reihe von Veröffentlichungen, die am Bild der friedfertigen und glücklichen Insel inmitten der vielen räuberischen und verbrecherischen Staaten Europas ganz erheblich gekratzt haben. Beim schon genannten Ziegler kann man nachlesen, was monetärer Imperialismus bedeutet und daß man keine Interventionstruppen ausrüsten, keine Kriege führen und nicht in der Nato sein muß, um die ganze Welt ausbeuten zu können; man muß nur Schweizer sein. Peter Bichsel hat in ein paar feinen, scharf ziselierten Miniaturen dargestellt, wie die Urschweizer selbst das Bild, das sich die Welt von ihnen macht, nicht nur entworfen, sondern auch dermaßen verinnerlicht haben, daß sie unfähig geworden sind, die Realitäten ihres staatlichen und gesellschaftlichen Daseins in Frage stellen zu lassen.

Dabei reichen ein Nachmittag im Archiv des Instituts für Zeitgeschichte der TH Zürich und eine Hand voll Mikrofilme aus, um festzustellen, wie sehr ein Teil der schweizerischen Finanzaristokratie und der ihr willfährigen Politikerklasse den Maximen des dritten Reichs zugeneigt war. In einem Telegramm eines deutschen Gesandtschaftsrats an das Außenministerium in Berlin aus dem Jahre 1936 liest man zum Beispiel, der Schweizer Außenminister Motta habe ihm im Verlauf einer langen Unterredung versichert, »daß Deutschland und die Schweiz ein hohes und gemeinsames Ziel in der Bekämpfung des Bolschewismus besäßen. Wenn sich die Schweiz als Kleinstaat wegen ihrer traditionellen Neutralität international auch nicht so exponieren könne wie Deutschland, so würde die Schweiz doch in Zukunft in der Frage der Bekämpfung des Bolschewismus an Deutschlands Seite stehen.«

Niklaus Meienberg, Schweizer, gehört zu den Publizisten, die sich in den letzten Jahren wohl am erfolgreichsten darum bemüht haben, des Schweizers tiefliegende Schmerzgrenze in heiklen Landesfragen durch gründlich recherchierte und scharf zupackende Reportagen zu überschreiten. Seine »Reportagen aus der Schweiz«, aber auch seine Bände »Vorspiegelung falscher Tatsachen« und »Der wissenschaftliche Spazierstock«, enthüllen »eine Schweiz so mörderisch«, daß man sich als Franzose, Engländer, Italiener, Österreicher und erst recht als Deutscher im Alpenland geradezu heimisch vorkommen mag, jedenfalls was die politische Unkultur anbelangt, die Meienberg so reichlich in den Alpenländern feststellt, daß einem die Schweiz nach der Lektüre vorkommt, wie Lofoten in brauner Soße.

Meienbergs Verdienste bestehen darin, die Schweiz als ein stinknormales mitteleuropäisches Land entdeckt zu haben. Was ihn so lesenswert macht, ist neben einem teilweise schon literarischen Stil, der den Eigen- und Unarten seiner Landsleute bis in die Idiome hinein nachspürt, der wissenschaftliche Spazierstock, der ihn nahe genug an die Gegenstände heranführt, um das Leben in der Malaise in seinen Feinheiten zu beobachten, und der aus gutem materialistischem Holz geschnitzt ist. Dazu reichlich eigenes Erleben. So entläßt Direktor Schlatter (Migros Bern) seinen unzuverlässigen Chauffeur (Niklaus Meienberg) mit dem knappen Zuruf: »Ichfarenümemitine«.

In seinem jüngsten Buch »Die Welt als Wille und Wahn« nun zeigt Meienberg in bisher nicht erreichter Komplexität, wie wenig »des Schweizers Schweiz« (Bichsel) in Wirklichkeit des Schweizers ist, und wie seltsam zwischen Konstanz und Lugano, Biel und Sankt Gallen im Grunde saudi-arabische oder mittelamerikanische Verhältnisse herrschen: Wirtschaft, Staat und Gesellschaft nicht einfach nur als Pfründe, sondern schlicht als Privateigentum eines dünnen obergärigen Klüngels stinkreicher und stockreaktionärer patrizischer Familien. Der Trick und der Unterschied besteht nur darin, daß weite Teile auch der ärmeren Schichten den teleologischen Charakter des Geldes als gottgegeben hinnehmen. Voltaire: »Wenn Sie einen Schweizer Bankier aus dem Fenster springen sehen, springen Sie hinterher. Es gibt bestimmt etwas zu verdienen.«

Das Geld ist als solches nicht nur gottgewollt, sondern auch vernunftbegabt. Seiner Gattung nach ist »Die Welt als Wille und Wahn« eine Familiensaga, eine Reportage im Großformat, in Breitwand und Farbe, ganz deutlich erkennbar präzise recherchiert und doch schon ein Stück schöner Literatur. Früher – im 19. Jahrhundert, aber auch noch zu Zeiten der drei männlichen Manns, Josef Roths, Lion Feuchtwangers – hätte man daraus einen Roman gemacht.

Die Geschichte beginnt im 19. Jahrhundert, wie jeder ordentliche Familienroman des europäischen Großbürgertums, mit Jean Arnold Wille, der nach der mißglückten 1848er Revolution in die Schweiz ausweicht, aber das sollte so ziemlich der einzige demokratische Fettfleck im Stammbuch bleiben. Mit Ulrich Wille, der als kommandierender General die Schweiz im ersten Weltkrieg befehligt, ein Freund Kaiser Wilhelms 11., mit einer Entfernten von Bismarck verehelicht, treten die Willes bereits in ihrer auf Preußen hin orientierten militaristischen und streng antidemokratischen Form in Erscheinung; mit der Verheiratung der 1883 geborenen Wille-Tochter Marie Renée mit dem Textilballon Schwarzenbach wird der militärisch-politische Komplex der Familie um den industriellen erweitert und der Einfluß bis nach Lateinamerika ausgeweitet. Später wird der Clan durch familienrechtliche Bande zu angesehenen Familien wie den deutschen von Weizsäckers und Bodelschwinghs, aber auch einflußreichen schweizerischen Häusern wie den von Erlachs arrondiert; Villen und Grundbesitz reichlich, wie die größte Villa auf Zürcher Stadtboden, wo schon Richard Wagner residierte: die Villa Wesendonck.

Bestimmend bleibt, notfalls auch offizieller schweizerischer Politik zum Trotz, die Ausrichtung auf Deutschland. Wille II. wird 1906 zu den Preußen abkommandiert und in Potsdam »dressiert« (Meienberg), bevor er – u.a. als Ausbildungschef der Armee im zweiten Weltkrieg – in höchste Funktionen des eidgenössischen Militärwesens aufsteigen kann. »Er geht in die Geschichte unseres Militärwesens ein als eine seiner markantesten Persönlichkeiten«, schreibt Oberstkorpskommandant Frick anläßlich seines Todes 1959. Er verschweigt, zu welchen Fehleinschätzungen die verschiedenen Wortführer des weitverzweigten Wille-Clans durch willenlose Deutschtümelei immer wieder gelangt waren . Er habe, schreibt Wille 11. in seinem Rechenschaftsbericht bereits 1907, »die deutsche Armee verlassen mit der Überzeugung, daß die Armee zuversichtlich in den Krieg ziehen darf«. Derselbe ging dann zwar doch verloren, bald aber war Remedur in Sicht. Schon 1923, also gute Nase, lädt der spätere Oberstkorpskommandant den kommenden Mann Adolf Hitler in seiner Schweizer Villa zu Tisch und freundet sich mit Rudolf Hess, Karl Haushofer und anderen Nazi-Größen an. 1934 gratuliert er den Deutschen zur Niederschlagung des Röhmputsches, von dessen Realität er tatsächlich überzeugt ist. Später verfügt Wille 11. durch Schwippschwager von Weizsäcker, den deutschen Gesandten in Bern, der sich (wie wir aus den Archiven wissen) in der Schweiz als strammer Nazi-Motz aufspielte, über gute Beziehungen zum Reich, wo er noch 1943 Gespräche führt. Während der ersten Kriegsjahre intrigiert er in durchaus landesverräterischer Weise gegen seinen Konkurrenten, den kommandierenden General.

Meienbergs Sittenbild verzeichnet neben derlei hochpolitischen Ausschweifungen auch rührende Tupfer, wie die Geschichte der mit den Mann-Kindern befreundeten Tochter Renée Willes, Annemarie Schwarzenbach, die zum schwarzen Schaf des Clans gerät und prompt zum Morphium greift, was tragisch wäre ohne das Geld, das die fallende Tochter allemal weich landen läßt. Aber auch General Willes 1. Biographie beschert Einblicke ins subtile Seelenleben einer Kommisschnauze. In zahllosen Privatbriefen an die Gattin, die eine kindlich-naive Abhängigkeit des senilen Feldherrn verraten, entsteht der Eindruck, seine ganze rechtsradikale Umtriebigkeit in innen- wie außenpolitischen Dingen sei nichts weiter als eine endlose Kette von Liebeserklärungen an Clara von Bismarck gewesen.

Was bleibt ist das beklemmende Bild einer scheinbaren Demokratie, die jahrzehntelang freiwillig in den Klauen eines Clans lag, der Gesetz und Recht nach eigenem Gutdünken und eigenen (Kapital-)Interessen auszulegen pflegte: Wille II., der traurig ist, beim großen Weltkrieg nicht mitschießen zu dürfen, und den Vater händeringend darum bittet, ihm das Kommando während des Landstreiks zu übertragen, um wenigstens in Zürich auf Schweizer schießen zu dürfen; seine Schwester Renée und deren Mann Alfred Schwarzenbach, die Einfluß und Geld in den Dienst der Nazi-ldeologie stellten. Ein Buch mit diesem Gegenstand hätte in Deutschland naturgemäß nicht viel Aufsehen erregt, vor allem heutzutage. Krebsgeschwüre wie die Willes hatten und haben wir hierzulande wie Sand am Meer. In der Schweiz, wo man sich, wie Bichsel gezeigt hat, noch immer viel auf die unbefleckte Vergangenheit zugutehält, hat es, vor allem in den welschen Landesteilen, schlichte Bestürzung ausgelöst und in den deutschsprachigen Zonen zu Empörung geführt. Das sollte uns nicht dazu verführen, Meienbergs Schreckensbild als alpenländische Lokalposse abzutun. Immerhin hatte der Wille'sche Wahn ja konkrete Ziele: südlich vom Bodensce endlich stramme, preußische Verhältnisse zu schaffen, statt den

Klassenkampf von oben immer nur ökonomisch und mit krämerseelenhaften Verbrämungen zu führen.

Niklaus Meienberg: »Die Welt als Wille und Wahn«, Limmat Verlag, Zürich, 230 Seiten, 32 Mark

Konkret 09/88, S. 68

Eckhard Henscheid; Jens Thierfelder

Musikplaudertasche

Früher einmal hat Peter Ustinov, typische Sopran- und Holzbläserphrasen knödelwürgend, wunderbare Bach-Parodien vollbracht. Aber an seiner Komödie »Beethovens Zehnte« hat mich streng genommen nur eins erwärmt: die nimmersatte Trottelhaftigkeit, mit der das Berliner Schiller-Theater-Publikum immer exakt an den hausbackensten Stellen am treulichsten loskicherte und -schepperte. Gleichmäßig wie eine Eieruhr als Schafhammel.

&

Carl Maria von Webers altbekanntes, von Berlioz orchestriertes Klavier-Rondeau-brillant »Aufforderung zum Tanz« ist nicht nur in der thematischen Erfindung und im wirbelig-taumeligen Schwung des Perpetuum-mobile-Walzers ein allzeit glänzendes Stück, wie nichts anderes in der gesamten Konzertliteratur steht es auch, antagonistisch zu seiner Botschaft des flügelrauschend Paradiesischen, für nimmermüde Peinlichkeit als Erdenrest, nein, als der wahren Substanz des Irdischen.

Ein Unikum innerhalb der bekannteren Musikgeschichte ist es, weil es erst 11 Takte später endet, als es nach dem großen Des-dur-Tusch der Coda-Stretta alle Welt erwartet: Nach einer Generalpause geht die Musik nämlich erst mal weiter und endet freilich gleich darauf im Pianpianissima Der Menschheit gazze und vorhin schon erwähnte Hammelhaftigkeit aber klatscht einen seit nunmehr sieben Generationen, seit genau 169 Jahren, unbelehrbar und unvermindert blökend schon zuvor an – ich schätze, unter den sagen wir 780.000 öffentlichen Aufführungen des Stücks hat es sit 1819 auch *nicht eine* gegeben, die ohne den derart demonstrativen Vertrottelungsbeweis des zahlenden Publikums zuende gegangen wäre: Ein unheilbares Kainsmal, eine durchaus kafkaische Erbsünde jener sogenannten Kultur, die noch allemal froh ist, wenn sie nach gut zehn Minuten mit einem gewaltigen Schmetter-Tusch wieder zuende ist. Schrumm töööö.

Ob die modernen Gentechniker zulangen und es allen kommenden Generationen als kollektives Gedächtnis ein für allemal einimpfen sollen, daß hier noch was kommt? Daß, wie sogar beim Fußball, nach dem Schlußpfiff, auch noch der leise Zurücktritt der Aktiven gelegentlich mit einem Rest von Aufmerksamkeit begleitet sein mochte? Nein. Danken wollen wir vielmehr Weber für sein kalkuliertes Bubenstück. Es lehrt uns, daß wir noch mitten in der parnaßischsten Kultur stets von dickster Banausie umfangen und umsäumt sind, achaberach, und trotzdem freut's uns – und außerdem: Nichts tun sie ja so gern wie Klatschen. Und dies möglichst prompt. Und heute lieber noch denn je. Sogar im Petersdom. Wenn der Polacke seinen Segen abzieht. Als Aufforderung zum Krakowiak. Jaj hat es denn nicht auch wirklich etwas Himmlisches?

&

Unter dem Titel »Glotzt nicht so romantisch« singt Gabi Banko Lieder, Chansons, Songs von Weill, Holländer, Georg Kreisler und Hanns Eisler.

Soll man, daß der Zitatlieferant Brecht nicht auch noch vorkommt, als letztes und rares und abermals fast kafkaisches Quentchen Scham deuten darüber, daß ein einstmals guter Appell nach mehr als einem satten halben Jahrhundert als Zitat endlich in den klebrigen Köpfen derer angekommen ist, die gewohnheitsmäßig in Frankfurts »junge alte Oper« rennen?

&

»Michael (Jackson) ist super, 'Tempo' ist super«, schreibt Rita Borsum aus München an das Blatt, und das bestätigen auch die Heftseiten 49 ff.: »Auschwitz sehen und sterben. 'Tempo'-Autor Maxim Biller begleitete 50 junge Juden auf einer Gedenkreise nach Polen. Ein befreiender Trip in die Vergangenheit.«

Wenn er also schon nur super und doch nicht Mega ist, der Michael Jackson (vgl. KONKRET 8/88), dann immerhin der Biller wirklich unser Maximus. Und das Wörtlein »Trip« sein opus summum, sein chef d'oeuvre, das Wort des Jahres, ja richtiggehende Musik noch jenseits von Michael. Alle Halbtöne der Skala mischen echt schrill mit: Es ist der berühmte, zwölfklängig den Hörerleib durchdringende Lulu-Todesakkord des Jahres 1988.

»Action-Trip« wäre noch geiler? Nun, den sollte sich Biller aber noch aufsparen. Für den Fall, daß er von dieser ganzen »Holocaust-Scheiße« doch bald wieder genug hat und von ihrer »verfickten Trauerarbeit« (loc. cit.) Iäßt und lieber über Neapel nach Paris brummt, dort auf den Eingedenkspuren des Graf Danilo in sein Maxim zu gehen.

&

»Daß man höchstens eine Stunde Musik mit Teilnehmung zu empfinden vermöge und das daher Konzerte und Opern und Operetten das Maß der Natur überschreiten«, teilte Wackenroder am 5.5.1792 dem kunstliebenden Bruder Tieck verdrossen mit. Und Schopenhauer präzisiert: »Oper ist eine Versammlung (...) zum Zwecke der Selbstpeinigung vereinigt.«

Nun ja, Schopenhauer ging eben von seiner Kategorie des »Willens« aus, des Dings an sich, das nicht und nicht ruhig sitzen kann, auch nicht in der Oper. Seit Freud weiß man's genauer: Kultur ist Triebverzicht. Für Sublimierung sorgt erst

Feinkost-Käfer in der Halbzeitpause.

&

Mein wahrscheinlich letztes Wort zum neudeutschen sog. Opernregietheater:

Wenn und sobald, im konsequenten Gefolge des eruptiv-revolutionären Dechiffrierimpetus der imponierend analytisch werkhinterfragenden »Denkspiele« (FAZ) von Berghaus über Neuenfels bis Zadek, in heute schon intuitiv absehbarer Zeit auch noch die letzte und scheinbar harmlose Fassade des spätbürgerlichen Opernrepertoirebetriebs »induktiv aufgebrochen, aktualisierend gegen den Strich der eigenen Korruption gebürstet und ihres obsolet romantischen, ja atavistischen Larvenscheins entkleidet sowie ihres Potentials eines subversiven Subkommentars entbunden sein wird« (A.M. Arsch), nämlich mit der überfälligen Revision des scheinhaft biedermeierlich-bourgeoisen, in Wahrheit virtuell und latent durchaus faschistoid-kriegstreiberischen »Waffenschmied« (Lortzing), dann wird »sicherlich« (Franz Beckenbauer) im Sinne der darauf lauernden »Feuilletonfront« (Karl Kraus) trotzdem irgendwann »irgendwie mal wieder etwas Neues kommen« (Eckhard Henscheid).

&

Für seinen R. Wagners Oper zum 438. Male nach dem Kriege zitierend auf den travestierenden Punkt bringenden Buchtitel »Spötterdämmerung« (Lob- und Klagelieder zur Zeit, Hoffmann und Campe) sei der auch sonst ausreichend unermeßliche Horst Krüger, 69, mit sämtlichen Kleinkunstpreisen des Jahrzehnts sowie mit der Bundesseniorenförderungshilfsprämie ausgezeichnet.

&

Nachdem zwar laut Robert Musil »nur das Geniale erträglich«, nachdem aber andererseits einfach nicht genug davon vorrätig ist, Konzertsäle und Funk und Bielefelder Katalog aber voll werden müssen, damit der Fortschritt weiterrumpelt; deshalb mache man gleich Nägel mit Köpfen und veranstalte sein ganz privates Festival der Scheußlichkeit und höre Musik als ihre eigene Liquidation, ja Perversion wie folgt: Michael Tippett, 3. Sinfonie; Schostakowitsch, 1. Cellokonzert; Honegger, Pacific 231; Charles Ives, Central Park in the Dark; Britten, Frühlingssinfonie, op. 44; Richard Wagner, Kaiser-Ouvertüre; Beethoven, Wellingtons Schlacht; Tschaikowski, Ouvertüre 1812; Egk, Abraxas-Suite; Strauss, Heldenleben; alles von Edward Elgar, Cornelius, Frank Martin, Malipiero, Varese, Mascagni, Piston, Copland, sämtliche Sinfonien von Carl Nielsen, Sibelius und Rachnaninow, sodann noch etwas Glasunow –

Langt's? Noch nicht? Dann hören Sie bitte zu Ihrer weiteren Läuterung und paroxystischen Restoxydation einen Monat lang im Radio zwischen 13.30 und 16 Uhr klassische Musik. Herbert Rosendorfer hat in einem Roman einst dargetan, daß in diesem Zeitraum nämlich jene Werke zum Vortrag gelangen, denen nach der Überzeugung des Romanhelden Ballmann außer dem Kompositeur und ihm, Ballmann, niemand absolut zuhört, noch nie jemand jemals zugehört hat. Seien Sie im Bund der Dritte – werweiß putzt die Marter nicht nur ihre braven Ohren rein; sondern durch schieres mystisches Weghören des Scheißdrecks radioastronomisch auch noch die arme Seele seines Schöpfers.

&

Das schönste Instrument aber – neidlos hat es der hier schreibende Pianist zugegeben – ist, knapp vor der Klarinette, das: Horn. Sei es das rücksichtslos massig auftrumpfende und alles niederwalzende der »Freischütz«- und der »Euryanthe«-Jägermusiken – sei's, fast noch anrührender, das eher klägliche, armselige, fast gewaltsam auf Waldeinsamkeitkommraus-Romantik vaggerierende da Schumannschen »Genoveva«Ouvertüre oder das vierfache und lächerlich männerbündische in Schuberts kuriosem Chorsatz »Sei uns stets gegrüßt, oh Nacht!«. Am berückendsten aber, Dialektik der Schönheit, mahnt das Horn da, wo es nur imaginiert, nämlich vom Klavier imitiert wird, in Schuberts »Müllerin«: »Und wenn im Wald ein Jagdhorn schallt...«. Von wem nochmal stammt der Adornismus, daß die obersten Kunstwerke erst im Verschwinden ihres Materials und mithin ihrer selbst emanzipatorisch...? Von Adorno selber? Ja dann. Hat schon was von Kunst verstanden, der Mann; auch wenn er das Horn nahezu sträflich jener Negation anheimfallen ließ, die er immer dann in seinen Bann zwang, wenn er von was nichts verstand.

&

Patrick Süskind versus Ernst Bloch: »Im Orchester ist keine Hoffnung« (Der Kontrabaß).

Sondern nur in den besagten Hörnern. In den wunderbaren Horn-Sequenzen der großen Leonoren-Arie: »Komm, o Hoffnung...«

Allein der Kontrabaß glaubt ihnen nicht. Macht aber brummend weiter.

&

Hans Pfitzners angesichts der Partitur der Mahlerschen Achten mit der einleitenden Choranrufung »Veni, creator spiritus« wohlgelungene Ranküne: »Aber wenn er halt nicht kommt!« – sie findet ihr modernes Pendant da, wo der Münchner Oberopernintendant und »Lohengrin«-Regisseur August Everding, der aber auch noch ein sogar leitender Aachener Ritter

nicht vom Geist, sondern vielmehr wider den tierischen Ernst ist, eben dieser seiner Ritterschaft und der im Parkett darüber wiehernden übrigen Frohsinnsschar die alte Slezak-Schnurre »Wann kommt der nächste Schwan~.« unterbreitet; am nächsten Tag mit 20.000 Pferdestärken nach München zurückdüst, um dort die Präsentation seiner kenntnisfest Richard Strauss und Hofmannsthal zitierenden Memoiren »Mir ist die Ehre widerfahren« zu tätigen und bei Käfers Buffet der schon versammelten Nassauer-Presse bis hin zum Vorwortschreiber J. Kaiser angedeihen zu lassen und um gleich darauf von seinem Freund und Tenor Placido Domingo wegen irgendwelcher dumpfer Weibergeschichten einen Schoppen Wein ins Gesicht geschüttet zu kriegen wie Alfio morgen bei der Premiere durch Turridu von Mascagni o.s.ä.; dabei gleichwohl guten Muts zu bleiben, surnmend wie Schönberg im Scherzo des 2. Streichquartetts op.10 (1908) das »sehr zart« von der zweiten Violine in die Bratsche hinüberwechselnde wehe und doch unerschütterliche »Ach du lieber Augustin« –

Nein? Haut wohl noch nicht ganz hin, das moderne Pendant. Aber der Ansatz stimmt genau.

Konkret 09/88, S. 70

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

Gott respektive der Dreck

läßt SEINER bezugsweise Seiner nicht spotten, Thomas Gott (sic!) schalk (sic!). Wir sind ja nun Nachbarn. Ich hab mein Häuschen in Wildenroth, Sie Ihr Villenschlößchen in Inning am Ammersee. Und dort rennen sie nun mit ihrem Jaguardaimler rum und machen sich mit Doktors, Architektens, Steuerberaters, Dichters und Immobilienhändlers gegen die in unmittelbarer Nähe Ihrer werten Nachbarschaft auf eine halbe Million Quadratmeter und drei Millionen Tonnen Müll projektierte Kippe gemein. Sie kennen da nix, auch der einfache Benzinhändler Walter B., der womöglich vom Tankgebaren der Kippenbediensteten profitieren könnte, wird mit den Worten »Da, unterschreib das, wir müssen alle gegen den geplanten Müllberg in Inning kämpfen«, wie's so ihre Hiphäppyart ist, angegangen. Nun wissen wir aber auch, weil wir sind nicht blöd, daß Sie für McDonalds, das ist der Drecksfraß, dessentwegen so viele, o, Herr Gottschalk soo viele Bäume im südamerikanischen Regenwald fallen, und das ist die Verpackung dieses Drecksfraßes, derentwegen viele, o, Herr Gottschalk, soo viele m^3 auf Kippen gefahren werden müssen, eine horrend dotierte Werbenummer im Fernschaun schieben. Sie müssen sich das unterm gleichnamigen Strich einmal so vorstellen: Auch die Plastebecherchen mit der Vanillimilli und dem süßen Knicksauger und die Styrocontainerchen mit den affengeilen Hoppldiwoppl drin wollen wie Sie und ich ein anständiges Begräbnis, sie sind nämlich alles andere als tote Materie, im Gegenteil, sie haben durchaus Seele, ja, sie sind in ihrem Sozialverhalten den Tellerrandegoismen von uns Menschen meilenweit beziehungsweise Epochen voraus. Als Individuum ist der Dreck einem gutgeölten Hopplidiwopplpropagandistenmaul unterlegen, massenhaft auftretend und mithin mit seinesgleichen solidarisch stiehlt er jedoch einem Schlagfertigen wie Ihnen die Show mit links. Wie erbärmlich und lächerlich, Herr Gottschalk, wirkt ihre kleine elitäre Unterschriftenliste zur Rettung des Verkehrswerts ihrer Klitsche gegen den weisen Beschluß der Abfallmassen, in die Mittelschichtsreservate und mithin zu den Hopplidiwoppl-Propagandisten vorzustoßen und dort ihr Arlington zu errichten. Firm wie keiner in Rock und Pop, guter Gottschalk, aber nie was von der Magical-Mystery-Müll-Tour gehört, wie?

FDP-MdB Rechtsanwalt Hirmer

Weißt Du, was auf Plagiat steht? Die Kopfnuß! Aber weißt Du auch was auf Dämlichkeit beim Plagiat steht? Lebenslänglich eine tote Robbe im Bett! In meinen im Konkret Literatur Verlag 1984 erschienenen »Deutschen Gesprächen« telefoniere ich in der Maske des persönlichen Referenten Stücklens mit dem Schweizer Bandenwerber Lüthi und diene ihm den TV-Blickfang im Hohen Hause als Werbefläche an. Lüthi nennt die infragekommenden Produkte wie Doktor Kochs Trinkzehn, Jägermeister, Berendsen Appel, Idee Kaffee und Mustang Jeans und ist (»ich müßte natürlich Angebote bekommen, an welchen Plätzen... die Freigabe erwirkt werden könnte«) auf einen Termin vor Ort ganz scharf. Und das ist der Witz, Bold Hirmer, daß der Werbekaufmann Lüthi Reklame in dem dem Kapital die Gesetze schneidernden Hause für möglich hält. Deine Einfalt aber, den white collar Kriminellen von Lambsdorff vor der Bande »Otto find ich gut« sitzen zu lassen, ist kein Einfall. Vom Sommerloch, Hirmer, bis zum Sommerarschloch ist es nicht weit. Kapiert?

[Abdruck Kommentar »Schlaff in die Zukunft« von Peter Boenisch]

Höhnisch tönend Bönisch

Du dorschäugig das dümmste Futter malmendes stupid rabbit! Wir haben uns bei Lavater erkundigt: Die Winkel Deines Mundes floh der Kuß der Kontemplation von Deinem ersten Schrei an. Du bist nicht bei uns Menschen, Du gehörst zur Rasse der Racker. Die Spitäler sind voll von den auf Führers speedways zu Krüppeln Karriolten und die Wälder, die Atemspender, verenden, doch Du, Kindskopf, hockst in der Spielkiste am Nürburgring und machst mit dem Munde wrrrrrm. Endlich trotzen, grüner und kommunistischer Infiltration sei Dank, immer mehr dem citius-fortius-altius-Terror des Deutschen Leichtathletikverbandes, trainieren völlig neue Disziplinen, wie zum Beispiel revolutionäres Denken und Handeln und überlassen, ganz Genosse Kavalier, ihre männlichen 100 m-Bestzeiten von den Medaillen- und Dollar-Furien gehetzten Amiweibern. Du aber, Dummkopf, nörgelst an diesen grandiosen Deutschen herum. Lügner Du! In jedem Deutschmarkdorf mit Maibaum und Abwasserzweckverband weisen wir Dir das mit 300IQ-Ziegeln gedeckte Internat nach, wo das hochbegabte Kind das von in nur 0,001 Sekunden von Null auf Nihil beschleunigende X studieren kann. Du aber, Betrüger Du, bahrst uns frech die aus dem twilight der unbewiesenen Behauptung ausgegrabne Leiche jener während der -studiumsstreßbedingten Psychotherapie zu Tod gekommenen LehrersazubiIn aus! Wisse, Du dorschäugig stupid rabbit höhnisch Bönisch, gelangweilter Zutreiber der deutschen Euter an die Melkmaschinen der Multis: Wir haben unser Skatschwein zerbrochen und dem siebenköpfigen Vorstand der Arbeitsgemeinschaft »Deutsche Asbestlunge« eine

Bundesbahn-Gruppenreise nach Sylt spendiert. Sie wird Dich in Bälde aufsuchen in Deiner Millionendatsche auf der im Mare Caccatum versinkenden Insel und Dir mit Ruderblättern und tierischem Fleiß Deine Mundwinkel nachziehen, Du Brotzeitholer Springers a. D., Du einer verfaulten Birne Herold a. D., Du Steuerbetrüger a. D., Du Playgreis ante mortem!

Konkret 09/88, S. 74

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Ein Unbewußtes, sein Über-Ich und ihr Null ouvert hingen am Tresen so für sich hin, und alles zu verdrängen war ihr Sinn. Da kam die zur guten Fee sublimierte Diplompsychologin Ingrid Hackenbroich-Kluge daher und fing sogleich zu analysieren an. Als sie aber fertiganalysiert hatte und es allen Menschen sagen mußte, rief die »Hamburger Morgenpost« sogleich aus:

Skat: Reizen für den Seelenfrieden/Studie: Spieler sind ausgeglichenere Menschen

Da wollte auch die »Bild«-Zeitung nicht länger hintanstehn:

Skatspieler sind Sadisten

Es war aber gar kein Widerspruch, sondern eine alte diplompsychologische Weisheit, die besagt, daß Sadisten ausgeglichenere Menschen sind, was Skatspieler bei ausgeglichenen Spielergebnissen mit dem Scherzwort »Arsch gespalten!« bestätigen oder in Zukunft mit einem sadistischen »Hackenbroich-Kluge! «

In ihrer Berichterstattung über Südafrika bemüht sich die »Welt« um Formulierungen von erstaunlicher Apartheit:

Bei Auseinandersetzungen zwischen Schwarzen und der Polizei wurden am Wochenende drei Menschen getötet.

Das kommt davon. Weil nicht gesagt werden sollte, was jeder weiß: daß die Ermordeten Schwarze waren, zählen die Polizisten in diesem Satz nicht zu den Menschen. Eine sympathische Auffassung.

Aus »Sowjetunion heute«, der PR-Zeitschrift der UdSSR-Botschaft:

Die Deutsche Bank/Unser bewährter Partner

Von Dr. rer. oec. Juri Krasnow, Mitglied der Delegation sowjetischer Bankfachleute. Hillgruber, Nolte, Fest, Abs – alle mal herhören:

Die Deutsche Bank hat über Jahrzehnte Erfahrungen auf dem Gebiet der Geschäftsbeziehungen mit der UdSSR gesammelt. Bereits drei Monate nach der Unterzeichnung des Rapallo-Vertrages im April 1922 unternahmen Vertreter der Deutschen Bank eine Informationsreise nach Moskau und Leningrad... 1925 unterzeichnete die Deutsche Bank ein Abkommen mit der sowjetischen Seite über die Gewährung eines Kredits... 1926 initiierte die Deutsche Bank ein Konsortium aus 27 deutschen Banken für die Finanzierung von Geschäften... 1929 beteiligte sich die Bank noch an einer ganzen Reihe von Konsortien... 1932 stand sie an der Spitze eines Konsortiums... 1933 erfolgte durch Sonderkredite eines weiteren Konsortiums unter der Leitung der Deutschen Bank. ..

...die Finanzierung eines der Sowjetunion gewogenen Führers und Reichskanzlers? Nein, bloß

die Lieferung einer großen Partie von Rohren in die UdSSR.

Und was geschah dann? Der Bankfachmann macht einen kleinen Sprung:

In der Nachkriegszeit unterbrach der Kalte Krieg für lange Zeit die Beziehungen der Deutschen Bank zu ihren sowjetischen Partnern. Aber bereits in den ersten Monaten der Erwärmung des internationalen Klimas, die mit dem Moskauer Vertrag im Jahre 1970 begann, schaltete sich die Deutsche Bank wieder aktiv in die Finanzgeschäfte mit unserem Land ein. Die Deutsche Bank leitete das Konsortium.. .

Ausgewählte Momentaufnahmen einer ruhmreichen Geschichte oder: Es knipst auf seiner Leica/Mr. Moneymaker mit der Perestroika...

Jürgen Busche, vormals 68er Redakteur der »Frankfurter Allgemeinen« und als solcher tränenreich verabschiedet von der dortigen Szene, jetzt stellvertretender Chefredakteur der »Hamburger Morgenpost«, reift an der Waterkant über sich hinaus:

Sarah und Andrew haben ihr erstes Kind bekommen. Ein Mädchen. Die britische Volksseele hüpft vor Freude über den Nachwuchs im Hause des Prinzen. Und wie es bei den an ihren Königshäusern hängenden Deutschen zu erwarten ist – auch da freuen sich viele mit.

Was mag die glückliche Oma Elizabeth fühlen. Und erst die beliebte Königinmutter, die Uroma. Nicht zu vergessen: Großvater Philipp.

Das genau ist es. In der Familie der Menschen erleben alle dasselbe und es bedeutet für alle dasselbe. Glückliche Eltern gleichen anderen glücklichen Eltern wie die Eier aus einem Nest den Eiern aus einem anderen.

Im Schicksal der Könige und Prinzen können wir bei bestimmten Anlässen unser eigenes Schicksal wie in einem prächtigen Spiegel wiedererkennen und es noch einmal erleben. Als Eltern und Großeltern sind wir auch, was Andrew und Philipp, was Sarah und Elizabeth sind. Und diese sind wie wir. Das ist das Gemeinschaft spendende Glück idealer Repräsentation.

Ach, was ist dies, gemessen am Alleinsein stiftenden Glück realer Degeneration, in welcher Redakteure und Chefredakteure, die sich gleichen wie ein faules Ei dem andern und nur bei Nestwechseln ein wenig die Farbe ändern, von sinnierbraun etwa zu kreischpink, mit Uroma, Oma, Großvater und Prinz wetteifern, bis sie in deren Schicksal ihr eigenes wiedererkennen und noch einmal erleben, beispielsweise wie Jürgen Prince of Busche-Wales auf dem Rasen von Windsor im Damensattel die Parade abnimmt. Der bestimmte Anlaß jedoch, zu dem ich mir die Liberté nehme, eine Egalité des Schicksals von Königen und Redaktionsprinzen zu träumen, ist näher als sogar Andrew und Jürgen sich je waren: der 14. Juli 1989.

Theo:

Als sich herausstellte, daß das Verlangen nach einem Gesamtkonzept den ganzen Abrüstungszug aufhalten wird, ruderten die Bonner schleunigst zurück.

Ca ira?

Heiner Bremer, Unterchefredakteur des »Stern«. Ich kenne keinen, der sich immer so aufregen muß wie er:

Nun schlägt sie also wieder, die Stunde der Heuchler, Neider und Moralapostel. Voller Zorn und mit erhobenem Zeigefinger, alten deutschen Oberlehrern gleich, dozieren sie in den Medien, im Fall Mathias Rust habe schnöder Scheckbuchjournalismus das gemeinsame Berufsethos verletzt. In ihrem Groll können die selbsternannten Tugendwächter nur mühsam... Stein des Anstoßes. . . Moralisierendes Lamento...

Was sich die Leser doch alles ersparen könnten, wenn sie den Schreibern ab und an ein wenig Baldrian bzw. Bullrichsalz verabreichten.

Die Grünen im Bundestag, Pressemitteilung Nr. 576/88:

Petra K Kelly und Gert Bastian stellen Tibet-Buch vor im Beisein seiner Heiligkeit des Dalai Lama. Petra Kelly, MdB, und Gert Bastian, Herausgeber des soeben erschienenen Rowohlt-Buches »Tibet – ein vergewaltigtes Land«, werden im Beisein Seiner Heiligkeit des Dalai Lama in Stuttgart im Hotel am Schloßgarten die Buchvorstellung an Öffentlichkeit und Presse vornehmen. An der Buchvorstellung nehmen u. a. auch Dr. Franz Alt sowie Ko-Autoren des Tibet-Buches teil. Die Begegnung mit dem geistigen Oberhaupt des tibetischen Volkes findet von 10.00 bis 11.00 in Stuttgart statt. Voranmeldung für Presse über: Büro Petra K. Kelly. Am Nachmittag wird Seine Heiligkeit der Dalai Lama in Tübingen den Dr. Leopold-Lucas-Preds der Evang.-theol. Fakultät der Universität Tübingen entgegennehmen. Petra K Kelly und Gert Bastian begrüßen die Einladung des Europäischen Parlaments an S. H. den Dalai Lama, eine Rede vor dem Europäischen Parlament zu halten.

Als Höhepunkt der Feierlichkeiten werden die geistlichen Führer des vergewaltigten deutschen Volkes, Ihre Heiligkeit die Petra K. Kelly und Seine Heiligkeit der Dr. Franz Alt, in u.a.-Anwesenheit von Gert Bastian Herrn Tenzin Gyatso, dem 14. Dalai Lama, ihren Segen erteilen. Voranmeldung für Plätze auf der im Privatbesitz Ihrer Heiligkeit der Petra K. Kelly befindlichen fliegenden, steuermindernd abgasgereinigten tibetanischen Gebetsmühle: Büro Dr. Leopold Lucas.